

Die Entscheidung

I

Diese Entscheidung veränderte mein Leben. Nur in den seltensten Fällen kann man abschätzen, welche Folgen eine Entscheidung für das eigene Leben mit sich bringt, doch sollte man deswegen beständig mit der Angst leben, eine falsche Wahl zu treffen? Ich muss zugeben, dass ich, als ich sie traf, mir keine Gedanken über die möglichen Folgen machte, doch wenn ich zurückblicke, muss ich sagen, dass ich es besser getan hätte, denn heute glaube ich, dass der tägliche Umgang mit dem Tod einen Menschen auf eine tiefe und sehr bewegende Art und Weise verändern kann. Er hat mich verändert, im Wesen und Denken, besonders, wenn Menschen gestorben sind, denen ich nahestand, insbesondere der Tod meiner Großmutter, deren Pflege auf dem Weg zu ihrem Tode ich als Anlass nahm, einen Beruf zu ergreifen, der stets ein eindringlicher und trotz des nahenden Endes ein bewegender ist: als Pflegepersonal in einem Sterbehospiz.

Meine Eltern waren früh in meiner Kindheit gestorben, und ich wuchs bei meiner Großmutter mütterlicherseits auf, die mich stets mit einem warmen Herzen zu sich zog, um liebevoll von meinen Eltern zu erzählen. Stundenlang konnte ich ihr zuhören und bin trotz monotoner Stimme nie eingeschlafen, selbst wenn ein und dieselbe Geschichte immer und immer wieder erzählt wurde. Meine Großmutter war mein Leben, sie bestimmte, wann ich schlafen gehen musste, zur Schule ging und wann es zu essen gab. Sie war meine wahre Mutter, und ich liebte sie über alles. Ihr Mann war bereits während des Krieges verstorben, aber nicht im Kampf, sondern er erstickte an seinem Erbrochenen, nachdem er sich, von einer Runde mit seinen Freunden wiederkommend, nicht mehr auf den Füßen halten konnte und niederstürzte. Keiner sah ihn hinfallen, denn keinem seiner Freunde gelang es ernsthaft, sich an die Einzelheiten des Abends zu erinnern. Somit lag mein Großvater auf dem Feld, das zu unserem Haus führte, und sein Geist entschwand in jener Nacht aus seinem Körper. Kalt und mit Tau überzogen fand ihn meine Großmutter am nächsten Morgen, doch ihre Kraft, die sie schon immer belebt hatte, half ihr, die beiden kleinen Kinder großzuziehen, ohne dass es ihnen an Lebenswichtigem gefehlt hätte. Als meine Mutter meinen Vater heiratete und das Haus verließ, schmerzte das Herz meiner Großmutter, denn ab jenem Zeitpunkt war sie nur noch für sich selbst verantwortlich, nachdem auch mein Onkel kurz zuvor ausgezogen war. In den Jahren vor dem Tod meiner Eltern und meiner Aufnahme bei sich zu Hause besuchte meine Großmutter mit Freundinnen die nähere Welt, verließ aber nur selten das Land, dafür kannte sie sich aber umso besser in der Umgebung aus. Sie war eine stolze Frau, stolz auf ihr Leben und auf ihre Heimat, doch welche Sprünge machte ihr Herz erst, als ich zur Welt kam und sie von heute auf morgen eine neue Aufgabe hatte: Sie war Großmutter, in der ehrenvollen Aufgabe, dem Kind

ein moralischer und finanzieller Halt sein zu dürfen, mit dem latenten Hang, das eine oder andere Mal etwas mehr zu erlauben oder zu ermöglichen, als es die Eltern taten. An den langen Winterabenden berichtete sie mir, wenn wir vor dem Feuer im offenen Kamin saßen, von jenen Tagen, an denen ich auf der Wiese hinter unserem Haus mit den Tieren herumtollte und vor Freude kreischend die Hühner jagte. Doch diese traute Wirklichkeit sollte nicht lange wirken, denn ein plötzliches Eingreifen des Schicksals beendete alle Träume einer unbelasteten Kindheit und nahm mir meine beiden Eltern. An diesem Tag, es war ein Samstag, war ich bei meiner Großmutter, während meine Eltern einen Kletterausflug ins Hochgebirge machen wollten. Sie waren erfahrene Bergsteiger und hatten weitaus schwierigere Hänge gemeistert, doch an diesem einen elenden Tag löste sich eine Gerölllawine direkt über ihren Köpfen und riss sie mit in den Abgrund. Ich weiß nicht, auf welche Weise sie den Tod fanden, aber meine Großmutter erzählte mir stets, dass sie noch im Fallen den Übergang ins jenseitige Reich angetreten hätten. Der Aufprall ihrer Körper am Boden sei von nichts mehr Lebendigem, sondern bereits von etwas Totem geschehen. Ich glaube, dass sie mir das geistige Bild ersparen wollte, wie meine Mutter oder mein Vater schreiend mit einer riesigen Wucht auf den Boden aufprallen und vielleicht sogar schmerzverzerrt noch einige Augenblicke um ihr Leben kämpfen, doch ohne wahre Chance unterliegen. Dennoch habe ich manchmal von dieser schrecklichen Szene geträumt, und mir war dabei, als ob ich Gewissheit darüber hätte, was geschehen sein musste. An den Morgen nach Nächten, die mich in schwere Träume zogen, wenn ich dann bedrückt in die Schule ging, war ich ein anderer Mensch, unnahbar und mit mir im Unreinen, doch ich konnte noch nicht wissen, woher dieses Gefühl kam. Ich dachte, dass es vielleicht ein böses Omen sei oder eine Warnung, weswegen ich niemals einen Berg mit Seil und Haken bestiegen habe, sondern stets zu Fuß, um nicht einer Lawine hilflos ausgeliefert zu sein. Später erkannte ich die Bedeutung des Schattens, der sich in meiner Kindheit ab und zu auf mein Gemüt gelegt hatte. Es war die Erkenntnis der Verbundenheit meines Lebens mit dem Tod. Für Kinder, deren Realität viele Ereignisse noch nicht miterlebt hat, mag die unmittelbare und bedrohliche Erfahrung im Umgang mit dem Tod verstörend wirken, und ich glaube heute, dass dies ein Vorbote war, der mein Leben bestimmen sollte. Der Tod sollte mein Leben nicht nur bestimmen, er sollte sogar zu meiner Profession werden.

II

Meine Großmutter zog mich groß, wie sie meine Mutter großgezogen hatte, mit derselben Mischung aus Herzlichkeit, Verständnis und notwendiger Maßregelung. In dem Moment, als ich nicht mehr der Enkel im ureigensten Sinne, sondern das dritte Kind war, wurde ich nicht schlechter oder besser behandelt als die anderen beiden. Das süße Leben einer goldigen Großmutter, die nur auf das Wohl ihres Enkels bedacht ist, war vorbei, aber ich habe es niemals vermissen müssen,

denn wir hatten neben uns beiden immer genügend, worüber wir streiten, lachen oder lästern konnten. Sie hatte nichts verlernt, aber vielleicht verlernt eine Mutter niemals das Muttersein, wenn sie es einmal erlernt hat. Es erscheint wie eine Uhr, die man einmal eicht und die dann im fortwährenden Leben stets die richtige Zeit anzeigt. Nur in der Schule konnte sie mir ab und an nicht helfen, denn die Zeiten hatten sich verändert. Somit ging ich zu einem älteren Schulkameraden, der mir Nachhilfe in Mathematik und den anderen naturwissenschaftlichen Fächern gab. Meine logische Auffassungsgabe war seither ein wenig begrenzt, vermeine ich heute zu urteilen, doch in diesen Jahren waren mathematische Formeln schlichtweg ein ausgemalter Horrorzustand. Wenn ich eine Variable nur gesehen habe, wusste ich bereits, dass es meiner Phantasie nur äußerst selten gelingen würde, das Problem adäquat zu lösen, und auch nur dann, wenn ich mir einen Kuchen oder einen Korb voller Äpfel dazu vorstellen konnte. Im Gegensatz zu meiner offensichtlichen Schwäche war ich ein begeisterter Leser und meine Großmutter ermöglichte mir mehrere Ferienprogramme, in denen ich mir neben dem Schreiben von Gedichten das Spielen von Bühnenstücken und den rhetorischen Vortrag einer Rede aneignete. Dies schien mein wahres Leben zu sein, und ich war innerlich bereit, das Wagnis einzugehen, mitunter als Künstler zu versagen, aber es sollte anders kommen: Das Schicksal hielt für mich eine weitere Wendung parat.

III

Diese Veränderung kam, als mein Onkel, der Bruder meiner Mutter, erneut in das Leben meiner Großmutter trat. Bis zu seinem zwölften Lebensjahr führten alle drei, meine Großmutter, mein Onkel und meine Mutter, ein harmonisches Familienleben mit den dazugehörigen Streitereien, doch eines Abends kam mein Onkel nach Hause und verzog sich ohne ein weiteres Wort auf sein Zimmer. Meine Großmutter dachte an ein jugendliches Schmollen und achtete nicht auf ihn, bis er am späten Abend immer noch nicht zum Abendessen erschienen war. Sie ging hoch in sein Zimmer, trat nach einem zarten und keineswegs fordernden Klopfen ein und sah ihren Sohn, mit dem Rücken zu ihr, die Wand seines Zimmers anstarren. Im ersten Moment wollte sie zu ihm stürzen, doch spürte sie eine eiskalte Distanz zwischen ihm und sich selbst. ‚Warum nur?‘, fragte sich meine Großmutter, doch sie wollte ihren Sohn keineswegs gegen sich aufbringen und verließ das Zimmer, ohne ein Wort gesagt zu haben. Als sie wieder unten war, warf sie sich den Mantel über und ging zu seinem besten Freund, der ihr erzählte, dass sie entgegen des mütterlichen Verbots in der Kneipe gewesen waren. Hoffnung keimte in ihr auf, dass es nichts Dramatisches sei, dass die Differenz am nächsten Morgen ausgestanden wäre, doch umso mehr traf sie der Schlag, als sie in besagter Kneipe erfuhr, dass ein betrunkenener und nicht mehr zurechnungsfähiger

Landwirt ihrem Sohn die mit Legenden getrübe Geschichte vom Tod seines Vaters erzählt hatte. Nun hatte die Eiseskälte auch die Glieder meiner Großmutter erfasst und sie stürzte mehr, als dass sie lief, nach Hause und suchte meinen Onkel in seinem Zimmer auf, doch die kalte, abweisende Schulter ließ kein Gespräch an diesem Abend zu. Die ganze Nacht lag sie wach auf ihrem Bett und spielte die verschiedenen Möglichkeiten durch, mit denen sie glaubte, konfrontiert zu werden, doch die schlimmste von allen war keineswegs so grausam, wie es kommen sollte. Mein Onkel entschloss sich, die folgenden drei Tage kein Wort an seine Mutter zu richten, und auf notwendige Fragen antwortete er nur einsilbig. Meine Großmutter erkannte, dass sie weder durch beharrliches Bestehen noch durch Androhung von körperlicher Züchtigung den sturen, verschlossenen Geist ihres Sohnes würde öffnen können. Daher quälte sie sich über die Zeit und barg in sich die Hoffnung, dass alle Wunden mit der Zeit heilen, sodass man über die Verwundung sprechen könne. Am vierten Morgen erschien mein Onkel in seinem besten Anzug, denn es war Sonntag und sie wollten gleich in die Kirche, als er meiner Großmutter unvermittelt die Frage stellte, was damals mit seinem Vater vorgefallen sei. Zuerst wollte sie antworten, doch dann fiel ihr die Kirche ein, zu der sie nicht zu spät kommen wollte, sodass sie ihm versprach, nach dem mittäglichen Essen mit ihm über die Vorfälle zu sprechen, doch ihr Sohn nahm ihr diese Verschiebung übel und schwieg erneut drei Tage. Endlich, am siebten Tag, konnte meine Großmutter mit ihrem Sohn über die Vorfälle sprechen, und sie hätte jede noch so dringende Aufgabe stehen und liegen gelassen, um dieses Gespräch nun endlich zu führen, denn die vergangenen sechs Tage waren die reinste Marter für ihre Seele gewesen. Seit dem Tod ihres Mannes machte sie sich in stillen und einsamen Momenten dieselben Vorwürfe, die ihr Sohn an sie richtete: Warum sei sie ihren Mann nicht suchen gegangen, als er mitten in der Nacht nicht aufgetaucht ist? Und hätte sie ihm nicht klarmachen können, dass ihm ein geringeres Maß an Betrunkenheit zu reichen hat, denn immerhin war er Familienvater? Doch am schlimmsten wog die stechende Frage, warum meine Großmutter ihm stets nur die halbe Wahrheit über den Tod seines Vaters gesagt hatte. So sehr sie sich auch mit bittenden, flehenden und liebenden Worten versuchte, gegen die Vorwürfe zu stemmen, hatte sich im Kopf ihres Sohnes bereits ein Bild dieser Nacht manifestiert, das unverrückbar die Beziehung zwischen ihnen zerstörte. Nicht mit einem Schlag, sondern stetig höhnte es sie aus, bis sie drei Tage nach Beendigung der Schule zerbrach, indem mein Onkel sich freiwillig zur Armee meldete, um endlich von zu Hause fortzugehen. In den folgenden Jahren hörte meine Großmutter nur wenig von ihrem für sie verlorenen Sohn und verfluchte nicht nur den Tag, an dem er vom Tod seines Vaters gehört hatte, sondern auch jenen, an dem ihr dieses Schicksal aufgebürdet worden war. Sie stellte sich immer die gleichen Fragen, auch nach Jahren noch, wie sie anders hätte vorgehen sollen, denn immerhin schlief sie, als das Unglück geschah, und dachte, dass sie am folgenden Morgen neben einem nach Alkohol stinkenden und schnarchenden Ehemann aufwachen würde. Doch als

sie die Augen öffnete und ihn nicht im Bett fand, gefror ihr Blut zu Eis, und als sich auch die Hoffnung zerschlug, dass er es vielleicht nicht mehr bis zum Bett, jedoch ins Haus geschafft hatte, begann in ihr eine dunkle Vorahnung zu erwachen, die sich mit dem Fund des toten Mannes bewahrheiten sollte. Der Bauer, dem das Feld gehörte, fand ihren Mann am frühen Morgen und brachte ihr die entsetzliche Nachricht. Sie eilte zu ihrem verstorbenen Mann und weinte um seine Unvorsichtigkeit, doch ihre Kraft war stärker als der Tod ihres Mannes. Sie erhob sich und wusste, dass sie auch ohne ihn die Kinder großziehen würde. Notfalls müsste sie das Haus verkaufen. Aber so weit kam es nicht, doch die beschützte Kindheit meines Onkels und die geschützte Mutterschaft meiner Großmutter endeten abrupt, als die mit Unwahrheiten angereicherte Geschichte zum Ohr meines Onkels kam und sein Herz gegenüber seiner Mutter verschloss. Jahre vergingen in Unwissenheit, kein Brief oder Anruf ging bei ihr ein, und sie fand sich langsam damit ab, dass ihr Sohn vielleicht für immer von ihr fernbleiben würde. Ihr ganzer Stolz und ihre ganze Liebe flossen daraufhin ihrer Tochter – meiner Mutter – zu, und als ich geboren wurde, war ich der Anlass, dass meine Großmutter wieder freudig in die Zukunft blicken konnte. Tag um Tag wurde ich umgarnt, als unvermittelt die Schockmeldung in unserem Haus eintraf, dass meine Eltern an der Wand den Tod des Bergsteigers gefunden hätten. Trotz dieses erneuten Nackenschlages und des Verlustes des vermeintlich einzig verbliebenen Kindes gab meine Großmutter auch an jenem Tage nicht auf, denn sie hatte die Verantwortung für mich übernommen. Sie war wieder Mutter, nun war sie meine Mutter.

IV

Die Jahre vergingen und ich wuchs heran, wurde zwölf, entdeckte meine Umwelt und die Stelle, an der meine Eltern den Tod fanden, und schwor mir damals, niemals einen Berg mit dem Seil zu ersteigen. Dann wurde ich vierzehn und entdeckte meine Leidenschaften für das geschriebene Wort und die darstellenden Künste. Als ich meinen sechzehnten Geburtstag feierte, lud ich alle meine Freunde zu mir nach Hause ein, und an diesem Abend geschah es, dass ich mich verliebte. Drei Jahre hielt unsere Liebe und wir waren ein glückliches und unbeschwertes Paar, zogen durch die Landschaft und teilten das Freud und Leid des Jungseins. Indem wir älter wurden, spürten wir, dass wir uns in andere Richtungen entwickelt hatten, jedoch hatte keiner den zwingenden Mut, die Beziehung zu beenden, solange nichts Unvorhergesehenes geschah. Wir waren beide keine Menschen, die sich von einem lieben Menschen trennen konnten, nur weil man sich in verschiedene Richtungen weiterentwickelt hatte, auch wenn wir spürten, dass wir beide nach anderem verlangten. Meine Freundin gab mir die Sicherheit im Denken und Handeln, die ich als Neunzehnjähriger niemals selbstständig entwickelt hätte, und ich gab ihr niemals das Gefühl, dass

sie mir nicht wichtig wäre. Noch Jahre nach unserer Trennung blieben wir enge Freunde und wären es mit Gewissheit heute noch, wenn sie nicht die einmalige Gelegenheit ergriffen hätte, in einem fernen Land ihr Leben neu zu beginnen, was die Verbundenheit schwierig machte. Dies war ein Grund unserer Ungleichheit: So sehr ich glaubte, mit dem Herzen meiner Heimat verbunden zu sein, so sehr zog es sie in die weite Welt hinaus, so sehr ich Wurzeln schlagen und in die Erde treiben wollte, so sehr wünschte sie sich ein Leben als Vogel, dem sich in der Luft keine Barrieren auftun und der dort landen kann, wo er seiner Meinung nach am glücklichsten zu leben vermag. Erst nach Jahren der Distanz erkannte ich, dass für sie die schwere Krankheit meiner Großmutter die Entfesselung ihres Lebens war, ihr die Möglichkeit gab, die Verbindung zu mir zu kappen und einfach loszulassen. Während ich die Pflege meiner Großmutter intensivierte und meine Freundin vernachlässigte, gab ich ihr Verlangen frei, und sie nahm dieses unbewusste Geschenk dankbar an. Heute kann ich sagen, dass ich in keinem Moment meines Lebens eine Spur von Traurigkeit über die Entwicklungen verspürte, denn ich wusste bereits im Moment der Trennung, dass sie es glücklich machen würde – und was konnte ich mehr vom Leben fordern?

V

Ich bin der festen Überzeugung, dass das Wiedereintreten meines Onkels in das Leben meiner Großmutter ein eminenter Grund für ihre Krankheit war. Bevor er vor ihrer Haustür stand, hatte sie in ihrem Leben kaum eine Grippe gehabt und war noch nie im Krankenhaus gewesen, selbst die Geburten ihrer Kinder hatten zu Hause stattgefunden. Doch an diesem Tag schien die felsenfeste und unumstößliche Konstitution meiner Großmutter einzustürzen und gab den Weg für ihren Niedergang frei. Rapide ging es zu, sodass ich nach wenigen Wochen meine Großmutter kaum noch wiedererkannte. Sie sah an jedem Abend bedeutend schlechter aus als am Morgen des gleichen Tages. Mein Onkel hatte sich jahrelang nicht gemeldet, war aber ganz in der Nähe bei der Armee geblieben. In dieser Zeit hatte er begonnen, seine Leidenschaft für das Glücksspiel zu entdecken, und spielte zunächst mit kleinen Einsätzen, wo er auch hin und wieder einen Gewinn einstrich. Doch mit der Zeit erwuchs in ihm ein Zwang, der ihn immer mehr setzen ließ, sodass er sich nach einigen schwächeren Spielen genötigt sah, Geld zu leihen. Der Teufelskreis hatte sich um ihn geschlossen und drohte, ihn zu verschlucken, sodass ihn selbst seine eigene Geschichte nicht daran hindern konnte, bei meiner Großmutter um die vorzeitige Auszahlung seines Erbes vorzusprechen. Kaum hatte sie die Tür geöffnet, überkam sie ein überschwängliches Gefühl der Freude, denn sie sah ihre Hoffnung erfüllt, dass eines Tages ihr Sohn vor ihrer Tür stünde, um die ganze Geschichte aus dem Weg zu räumen und einen neuen Anfang zu wagen. Doch ihr Überschwang verlor sich, als sie bei der herzlichen Umarmung ihrerseits spürte, dass weder die

Kälte noch die Ablehnung in seinem Herzen überwunden waren. Sie gab ihn und die Tür frei, und keine halbe Stunde später hatte er auch wieder unser Haus verlassen, nicht ohne einige Geschirrtile auf dem Boden zerschmettert zu haben. Denn meine Großmutter, so sehr sie auch die Hoffnung auf Versöhnung im Herzen getragen hatte, war eine praktisch veranlagte Frau, die nach ihren Sinnen und nicht nach ihren Wünschen handelte. So hatte sie bereits ein Jahr nach dem wortlosen Verschwinden ihres Sohnes das Testament geändert und meine Mutter zur Alleinerbin ernannt. Eine weitere Änderung wurde nötig, als meine Mutter starb, und so trug sie mich als den Erben des Hauses und des Restes ein. Mein Onkel blieb weiter außen vor und zog wie ein geprügelter Hund von dannen, ohne zu wissen, dass ihm ein Pflichtteil zugestanden hätte, doch wirkte sich dieser Besuch katastrophal auf die Verfassung meiner Großmutter aus. In eben jener Phase kam alles zusammen, was einen jungen Menschen aus seiner vorbestimmten Bahn zu werfen vermag. Mein Traum, auf irgendeine Art und Weise mein Leben der Kunst zu verschreiben, endete in jenen Tagen abrupt. Zuerst übernahm ich die Pflege meiner Großmutter, und als ihr Niedergang sich derart beschleunigte, dass ihr das Aufstehen aus dem Bett eine übergroße Mühsal wurde, trennten sich meine Freundin und ich in beiderseitigem Einvernehmen, und schlussendlich, nach dem frühen Tod meiner Großmutter, war ich ein scheinbar freier Mensch. Die Schule hatte ich kurz zuvor beendet und wollte mich nach einer künstlerischen Lehrzeit umschauen, doch die Pflege meiner Großmutter bis zu ihrem schwer erkämpften Tod veränderte mein Denken und den Bezug zu meinem zukünftigen Leben. Tagelang hatte ich nichts anderes gemacht, als bei ihr zu sitzen und entweder ihrem geräuschvollen und peinigenden Schlaf oder ihren immer noch kraftvollen Worten im wachen Zustand zuzuhören. Wir besprachen die wichtigen Dinge, die nun anstanden, planten gemeinsam die Beisetzung, und sie gab mir Wissenswertes an die Hand, mit dem ich das Haus und das kleine Vermögen unterhalten konnte. Dabei blieb uns kaum Zeit, die Trauer in unseren Herzen zu verspüren, denn die Zeit schien zu drängen. Ich war keineswegs schon so fest im Leben verhaftet, dass ich mit den kommenden Ereignissen umzugehen vermochte, und meine Großmutter verspürte ihr Versäumnis, mich auf diesen wahrscheinlichen Tag vorbereitet zu haben. Erst als sie ihre letzten Worte gesprochen hatte und ich ihr das letzte Mal die kalte Hand mit tränennassen Augen und Mund küsste, kam in mir die Leere auf, die ein Mensch hinterlässt, den man so nah an seinem Herzen getragen hatte, dass es sein eigenes Herz sein könnte. Im gleichen Moment erkannte ich aber auch, wie selig meine Großmutter ihre letzten Tage verbracht hatte, wie ihr die Organisation ihrer eigenen Beisetzung und das Besprechen der lebenswichtigen Dinge den Abschied leichter gemacht hatten und das Ringen mit dem Tod für eine Zeit lang sogar vergessen ließ. Dies war der Augenblick, der mein Leben veränderte. Ich entschied, anderen Menschen auf die gleiche Art und Weise zu helfen, indem ich ihnen die Last der letzten Tage abnehmen wollte und sie bis zu ihrem Ende begleitete: als Pfleger in einem Sterbehospiz.

VI

Die Beisetzung meiner Großmutter war am Tag zuvor geschehen, als ich mich auf den Weg machte, um bei einem Hospiz in der Nähe vorzusprechen. Ohne Anmeldung wurde ich zu der Leiterin vorgelassen, und nachdem ich ihr meine Geschichte in groben Zügen erzählt hatte, schickte sie mich nach Hause und verweigerte mir eine mögliche Anstellung, denn ich sei keineswegs bereit, eine solch schwere Aufgabe zu meistern. Ich sei von meinen Gefühlen übermannt und solle wenigstens ein halbes Jahr warten, um mit der nötigen Distanz mein Leben zu ordnen, ehe ich einen solchen Schritt erneut wagen könnte. Ich befolgte ihren Rat und suchte nach dem, was die Essenz in meinem Leben sein sollte, und lebte äußerst sparsam von dem, was meine Großmutter mir hinterlassen hatte. Es war eine Zeit des Zweifels, doch in keinem Moment zweifelte ich an meinem Wunsch, eine Pflegestelle in einem Sterbehospiz zu bekleiden, vielmehr zweifelte ich daran, dass andere Möglichkeiten mein Leben auf die gleiche Weise erfüllen konnten. Nach sechs Monaten meldete ich mich erneut bei der Leiterin des Hospizes und gab ihr meine Entscheidung bekannt. Obwohl sie sich über mein Beharren wunderte, fehlten ihr die Argumente und sie entschied, dass sie mir eine Gelegenheit geben wolle, die volle Tragweite des Berufs kennenzulernen. Sie gab mich in die Hand einer älteren Pflegerin, die ich einen Monat begleiten sollte, um den Sprung aus meiner gedanklichen Welt in die Realität zu meistern. Obwohl jene Pflegerin ähnlich dachte wie die Leiterin des Hospizes, zeigte sie mir die gesamte Bandbreite ihrer Arbeit, ohne einen Teil auszusparen, sei es, um mich vor dem Schlimmen zu bewahren oder gar vor der Arbeit abzuschrecken, nein, sie zeigte mir nüchtern, was sie tagtäglich zu leisten hatte, und in jenen Tagen begleitete ich die ersten Menschen, die ich zuvor nicht kannte, in ihren Tod. Es waren bewegende, aber vor allem lebendige Tage, in denen ich vieles über die Welt und das Denken außerhalb meiner bisherigen kleinen Welt erfuhr. Ich entschied mich ohne einen Zweifel für eine Ausbildung und leistete in den folgenden drei Jahren verschiedene Dienste, doch niemals allein. Immer war ich nur der stille Beobachter, der zur Hand ging, aber nie ein ernstes Wort an den Patienten richtete. Ich beobachtete, prägte mir Verhaltensweisen und Handlungsmuster ein und begann unbewusst, mich selbst für die anstehenden Begleitgänge vorzubereiten. In meinen letzten Ausbildungsmonaten wechselte ich dann hin und wieder in die Rolle des ersten Zuhörers, wenn der Patient eingewilligt hatte, denn es ist zumeist eine sehr innige Beziehung, die in den letzten Tagen zwischen dem Todgeweihten und den Pflegern entsteht. Eine Losgelöstheit meiner Gefühle wurde durch die Anwesenheit der erfahrenen Pflegerin zwar verhindert, aber ich bekam ein Gespür dafür, was es heißt, auf einen vormals Unbekannten derart einzugehen, dass wenige Tage reichten, um wichtig für sie oder ihn und das Restleben zu werden. Als meine Lehrzeit vorbei war, vergingen weitere drei Monate, in denen ich meine ersten Patienten allein, jedoch unter Beobachtung, in den

Tod begleitete, und dann kam der Tag, an dem ich morgens im Hospiz eintraf und zur Leiterin gerufen wurde. Wir besprachen meine Lehrzeit und sie bekannte, dass ich ein natürliches, wenn auch noch halb verstecktes Gespür für die Belange der todgeweihten Menschen hätte. Dennoch müsse ich wissen, dass es in diesem Beruf von größter Wichtigkeit sei, mit den Patienten zu wachsen und sich dabei niemals selbst oder das eigene Verständnis aus den Augen zu verlieren. Mein neuer beruflicher Abschnitt begann, und ich erhielt meine erste Patientin, die für mich allein bestimmt war: eine sehr alte Frau, die ihren Kampf mit dem Leben bereits im Vorhinein beendet hatte. Allgemein betrachtet ein leichter Fall, denn diese Patienten erwarten nur noch selten mehr als die bloße Anwesenheit eines verständigen Menschen; jedoch sollte gerade diese alte Dame mir einen gehörigen Einstand bescheren.

VII

Die Menschen, die in ein Sterbehospiz kommen, müssen nicht zwangsweise kurz vor dem Tode stehen. Der Großteil schon, vor allem jene Menschen, denen es unbeschreibliche Qualen bedeutet, an die Qualen während des Sterbeaktes zu denken. Sie werden bei uns stationär aufgenommen und verbringen sieben Tage bei uns, um danach eine Entscheidung zu fällen, ob sie weiterleben und gegen den Tod ankämpfen oder friedliebend aus dem Leben scheiden wollen. Es bleibt ihnen überlassen, doch weniger als einer von zehn entscheidet sich zum Abbruch, denn die meisten haben mit sich bereits vor ihrer Ankunft lange um diese Entscheidung gerungen. Diese Entscheidung hat endenden Charakter, sie kann nicht widerrufen werden, und daher ist es für uns als Pflegepersonal so eminent wichtig, von der Absolutheit des Wunsches des Patienten ausgehen zu können. Meine erste Patientin war von ihrer Entscheidung in vollem Maße überzeugt, und um dies zu verstehen, brauchte ich kein einziges Wort, denn ihre Erscheinung war Antwort genug. Auch wenn es manchmal geschieht, dass ein selbstsicherer Mensch im Anblick des baldigen Todes vor sich selbst ausweicht und moralisch wie physisch zusammenbricht, war ihre Standfestigkeit von Anfang an ein undiskutierbares Faktum. Sie war eine der vielen Patienten, die von ihrem Arzt ein Lebensultimatum gestellt bekommen hatten, und wollte nun, bevor die Schmerzen und die Weltvergessenheit unweigerlich eintraten, ihrem Leben ein würdiges und selbstbestimmtes Ende setzen. Die eigene Entscheidung über Weiterleben oder Sterben ist das tiefgründigste Gefühl, das Menschen in einem Hospiz haben können, und umso schwerer wiegt der Fall, wenn die Patienten in der Zeit, die sie mit uns verbringen, diese Kontrolle über sich und ihren Geist einbüßen, denn dann ist es keinesfalls möglich, ihren Wunsch ohne Weiteres zu erfüllen, da die allerletzte Einwilligung fehlt. Im Folgenden müssen ärztliche und familiäre Meinungen eingeholt werden und nicht selten erhalten jene Patienten genau das, was sie durch die Aufnahme in unser Hospiz

vermeiden wollten: den oftmals schmerzvollen und lange andauernden Kampf gegen den Tod mithilfe moderner Maschinen, die das Leben künstlich verlängern. Wir machten uns beide miteinander bekannt, und ich kam nicht umhin, ihre Präsenz zu würdigen, doch ich fühlte mich gleichzeitig beklommen, da sie meine erste Patientin war, die ich alleine begleiten sollte. Zwar hätte ich jederzeit Hilfe herbeiholen können, doch auch hier ist es wie bei allen anderen Jungerwachsenen, wenn die Zeit der Abnabelung heranreift. Ich wollte diesem einen Menschen von mir aus hilfreich sein und aus der Erfahrung wusste ich, dass man mit einigen belanglosen Fragen in das Gespräch einsteigen sollte, die dem Gegenüber ermöglichen, sich an die Umgebung und die Umstände zu gewöhnen. Unter keinen Umständen sollte man seinen Fall, wie er in der Umgangssprache im Zimmer der Pfleger genannt wurde, mit den Eröffnungsfragen in die Ecke drängen – nein, die allgemeine Methode ist die, dass der Fall die Geschwindigkeit und die Themen vorgibt, über die man redet. Sicherlich ist diese Methode eine über lange Jahre praktizierte und eingeübte, doch ist es sinnvoll, alle Menschen über einen Kamm zu scheren? Selbst im Tod, der alle Menschen gleich macht? Und wenn nicht, ist es dann diese eine Methode, die im Zweifel am wenigsten Schaden anrichtet? Ich hatte mir am Morgen, als ich noch zu Hause im Bett lag, geschworen, dass ich mich beim ersten Fall peinlichst genau an das Protokoll halten würde, denn ich stand immer noch unter Probe und wollte auf keinen Fall einen Eklat heraufbeschwören, der dem Hospiz oder meiner Ausbilderin zum Schaden gereichen würde. Doch als ich die würdevolle Frau vor mir stehen sah, schoss mir ein Gedanke durch den Kopf und ehe ich mich versah, hatte ich diesen Gedanken auch ausgesprochen: „Glauben Sie an ein Leben nach dem Tod?“ In diesem Moment wollte ich im Boden versinken, denn ich wusste, dass ich alles falsch gemacht und gegen jede Regel verstoßen hatte, die ich mir am Morgen vorgenommen hatte. Wie angewurzelt wartete ich auf die Reaktion meiner Gegenüber, die wider Erwarten nicht zusammenzuckte, sondern sich langsam und andächtig umdrehte. „Ich gehe davon aus“, begann sie langsam mit ihrer Antwort, „dass dies nicht der gewöhnliche Einstieg in ein Gespräch mit einer neuen Patientin ist, oder?“ Ich wusste nicht, wie ich mich verhalten sollte, und schwieg. „Sehen Sie“, fuhr sie fort, „ich nehme es Ihnen nicht übel, dass Sie mit dieser Frage begonnen haben, immerhin weiß ich von der Leiterin, dass ich ihr erster alleiniger Fall bin und habe schließlich mein Einverständnis dazu gegeben. Sie können sich entspannen, ich werde es Ihnen nicht schwerer machen, als es bereits ist, das habe ich ganz sicher nicht vor.“ – „Verzeihen Sie, aber ich finde die Situation nicht schwierig, sondern eher als Beginn einer gemeinsamen Reise, deren Ziel noch nicht erkennbar ist.“ – „Glauben Sie wirklich, dass der baldige Tod von mir kein klares Ziel ist?“ – „So habe ich das nicht gemeint“, begann ich stotternd, doch sie kam mir zuvor und half erneut. – „Ich weiß, wie Sie das gemeint haben, und verstehe auch ihre unkonventionelle Herangehensweise. Aber ich halte sie für gefährlich, zumindest für Menschen, deren Tod mehr ausmachen wird als mir.“ Ich schwieg, denn ich konnte

kaum abschätzen, inwieweit sie mich bereits beeinflusst hatte. Ich wollte mich nicht zu sehr aufs Glatteis begeben und zog mich ein wenig zurück. „Jetzt drosseln Sie ihr Tempo“, erkannte sie meine Absicht sofort, „um sich nicht weiter zu blamieren, doch gerade dadurch machen sie es nicht besser. Immerhin...“ Sie stockte in ihrer Rede. – „Immerhin?“ fragte ich zögerlich. – „Immerhin“, begann sie von neuem, „wirken Sie dadurch nicht geradlinig, sondern wollen sich hinter einer Fassade verstecken, indem Sie mir jetzt wieder nach dem Mund reden wollen. Ich kann verstehen, dass dies die richtige Strategie für viele Patienten sein kann, aber gewiss nicht für mich. Sie haben mich mit einem Bombardement empfangen, und nun verstecken Sie sich hinter Ihren Mauern. Kommen Sie heraus, zeigen Sie sich vor mir, wie Sie sind!“ Ich hatte keine Wahl, ich musste ihr gehorchen. In diesem Moment wurde mir bewusst, wie sehr meine Handlungen bereits von der alten Dame abhängig waren. Die Frage, die ich mir dabei stellte, war jene, ob es ebenso verlaufen wäre, wenn ich unser Gespräch langsam begonnen hätte. Ich musste mir vor mir selbst gestehen, dass ich kein vorausdenkender Mensch war und dass sich das schleunigst ändern musste, denn jede Frage und jede Antwort konnte ein gewaltiges und für mich unabschätzbbares Ausmaß beinhalten. Ich schwieg aus Verlegenheit und sie musterte mich und meinen inneren Kampf, der auch äußerlich sichtbar war. „Was wollte sie nun hören? Wie konnte ich zugleich auffordernd sein, ohne verletzend zu wirken? Sie nach ihrem Todesgrund zu fragen, hat keinen Sinn, denn zum einen kannte ich ihn aus der Akte, und zum anderen musste sie es von allein erzählen wollen; dies berührt zu sehr den freien Willen eines Menschen. Auf diesem Gebiet muss man sich sehr vorsichtig herantasten, aber wer weiß, vielleicht will sie diese Art des Angriffs? Nein!“, entschied ich mich dagegen, wog zwei, drei andere Fragen gegeneinander ab und wollte bereits eine stellen, als mir eine weitere einfiel, deren Ergebnis unscheinbarere, aber auch intensivere Konturen für das Gespräch entwarf. „Wissen Sie“, begann ich langsam, „Sie sind eine sehr interessante Person, die ihren Wert innerhalb der Gesellschaft wahrscheinlich äußerst präzise beschreiben kann, im Gegensatz zu mir, der immer noch auf der Suche nach dem Platz in ihr ist. Daher lautet meine nächste Frage an Sie: Welche Ihrer Entscheidungen im Leben war die falscheste? Lassen Sie sich Zeit, es braucht oftmals...“ – „Wissen Sie, mein junger Herr, Sie haben mich erneut überrascht. Ich habe jetzt mit einer Frage nach meinem Todeswunsch oder nach einer anderen ins Nichts führenden Frage gerechnet, aber keinesfalls mit dieser. Gut, ich werde nachdenken und bin der festen Überzeugung, dass Sie eine ehrliche Antwort verdient haben. Eigentlich weiß ich die Antwort bereits, denn ich trage diese Entscheidung als Makel seit meiner Kindheit mit mir herum und vermochte mich nie von ihm loszusagen. Doch zuerst möchte ich, dass wir uns im Haus ein wenig umsehen. Ich möchte erfahren, wo der Speiseraum ist und wo es Möglichkeiten gibt, um spazieren zu gehen. Wissen Sie vielleicht, ob man das Hospiz verlassen darf, um ein wenig herumzuwandern?“ – „Es ist nichts Ungewöhnliches, dass Patienten nochmals wünschen, im Freien umherzugehen. Wenn Sie

möchten, werde ich Sie begleiten und Ihnen die Wege auf den umgebenden Hügeln zeigen.“ – „Das wäre ein guter Anfang. Ich möchte mir heute das Hospiz ansehen und mich dann ausruhen. Morgen früh wollen wir dann gemeinsam frühstücken und danach losziehen. In sieben Tagen bleibt noch viel zu entdecken, hier in dieser schönen und friedlichen Umgebung.“ – „Wie Sie wünschen“, antwortete ich, wunderte mich ein wenig über die Rüstigkeit, die sie trotz ihrer Erscheinung vorgab, und zeigte ihr bis zum Mittagessen die Örtlichkeit, um sie danach von ihrer Anreise ausruhen zu lassen. Währenddessen schrieb ich das Aufnahmeformular, denn jede Art der Konversation und des nichtmedizinischen Gesamteindrucks musste ausdrücklich festgehalten werden. Ich fragte mich, welche Gründe diese Frau haben mochte, um freiwillig aus dem Leben zu scheiden, doch es musste etwas Ernstes sein, ansonsten hätte sie niemals die Einwilligung des behandelnden Arztes bekommen, obwohl sie nicht wie der lebendige Tod wirkte. Leider war der Zugang zur medizinischen Akte nur eingeschränkt, sodass ich mich auf mein Gespür verlassen musste und das sagte, was am wahrscheinlichsten war: Der inoperable Krebs im Endstadium hatte sie kurz vor den Zusammenbruch ihres Körpers gebracht. Zwar hatte sie einige Schmerzen, temporäre Symptome und war ein wenig abgemagert, aber ansonsten in voller Lebensblüte, so wirkte meine Patientin. In den drei Jahren meiner Ausbildung habe ich viele Menschen gesehen, die nur noch wenige Monate zu leben hatten und sich lieber entschlossen, jene zu opfern, um mit vollem Bewusstsein und noch vor den grausigen Schmerzen aus dem Leben zu treten. Die meisten, die einen völlig vitalen Eindruck auf mich machten, bei denen ich Zweifel hatte, warum sie überhaupt im Hospiz waren, litten an inoperablem Krebs und hatten das Ende unmittelbar vor sich. Nach einer bestimmten Zeit und einigen Patienten, die gekommen und gegangen waren, baut man eine andere Beziehung zu diesen von Krankheit oftmals zerfressenen Menschen, aber auch zu ihrer Krankheit, auf. Krebs ist derart alltäglich in unserem Beruf, dass wir die verschiedenen Erscheinungsformen, insoweit sie äußerliche Präsenz zeigen, oftmals mit dem ersten Blick bei den Patienten unterscheiden konnten. Man geht medizinisch vor und betrachtet die Krankheit als neutrales Faktum und lässt sie nicht an sich heran. Sie ist da, aber für die Beurteilung und Betreuung des Menschen von unserer Seite oftmals völlig irrelevant. Sollten Komplikationen auftreten, weiß ich natürlich, was medizinisch als Notbehelf zu tun ist, doch die weitere Behandlung liegt nicht in meinen Händen, denn ich war nur für die stationäre Betreuung und die seelische Begleitung der Person zuständig. Obwohl ich bei meiner ersten alleinigen Patientin keineswegs das Gefühl hatte, dass sie eine Begleitung brauchte, da sie eher mich als ich sie durch meine erste wahre Prüfung in diesem Beruf begleitete. Dieser Umstand war absurd, doch zugleich auch beruhigend, denn ich konnte davon ausgehen, dass ich letztlich nur ihre Zuneigung verlieren konnte, aber niemals sie selbst als Mensch. Doch dies war nur mein anfängliches Gefühl. Wie beinahe alles im Leben sollte es sich anders als gedacht entwickeln. „Was müssen das für Menschen sein, die mit Gewissheit durch ihr Leben gehen, dass

sie stets Herr der Lage sein werden, ganz gleich, was auch geschehen mag? Wie kann ich zu einem solchen Menschen werden? Will ich das überhaupt?’

VIII

Am folgenden Morgen war ich bereits sehr früh im Hospiz und versuchte, aus meinem Geschriebenen vom Vortag schlau zu werden, doch ich erkannte teilweise meine eigene Handschrift nicht wieder. Ich musste diese Zeichen fernab dieser Welt in einer Art Delirium aufgeschrieben haben, die höchstwahrscheinlich Buchstaben darstellen sollten und mit einem Sinn behaftet waren. Doch was waren diese Zeichen auf dem Papier im Vergleich zu meinen umwälzenden Gefühlen? Meine Patientin und ich trafen uns ohne genaue Absprache vor dem Zimmer des Pflegepersonals und marschierten los. Eine Stunde gingen wir leicht bergan, indessen erzählte ich ihr Geschichten aus dem Umland und präsentierte ihr Rundschauen über meine Heimat. Mehrmals betonte sie, dass ich in einer idyllischen Landschaft wohnen würde, und fragte mich, wie sehr ich die Schönheit überhaupt noch erfassen könnte, angesichts dessen, dass ich sie jeden Tag vor den Augen hätte. Ich gab zu, dass ich diese Pracht oftmals übersehen würde, aber in den stillen Momenten auf Wanderschaft, auf den Wegen bergan und bergab, wenn ich den Blick über die Täler und Berge schweifen ließ, erkannte ich die Schönheit meiner Heimat. Wer seine Heimat liebt und mit offenen Augen durchwandert, wird stets Neues und Schönes erkennen, denn es ist die eigene Welt mit ihren eigenen kleinen Kostbarkeiten. Doch auch dann braucht es manchmal das unbeschwerte Auge eines Fremden, um die ganze Pracht im Detail zu erkennen. Die großen Berge, die Sturzbäche oder die Almwiesen und die Täler – alles erfasste mein Auge, doch meine Begleiterin richtete meinen Blick auf das Kleine, das Essentielle am Boden und in der Luft. Sie zeigte mir die wunderschönsten Blumen, eine Unmenge verschiedenfarbiger Steine und Tiere, deren Anwesenheit in den Bergen mir noch nie derart bewusst gewesen war. Ich begann, diesen Ausflug zu genießen, und schien mich eher mit meinen als mit ihren Gefühlen zu beschäftigen. Als wir an einem niedrigen Steinpodest vorbeiliefen, fragte sie mich, ob wir uns setzen wollten. Ich stimmte zu und blickte über das in größter Friedlichkeit sich vor uns ausbreitende Tal. „Wissen Sie“, begann sie in die allumfassende Stille hinein, „ich glaube nicht, dass Sie mit ihrem Kopf bei der Sache sind.“ Ich blickte sie erschrocken an und wollte etwas sagen, doch mir fiel nichts Passendes ein. „Aber“, fuhr meine Partnerin fort, „ich nehme Ihnen das nicht übel, nein, ich nicht. Aber was werden andere Patienten sagen, wenn Sie mit Ihren Gedanken nicht bei ihnen sind? Eigentlich hätte ich in meinen letzten Tagen keine Hilfe gebraucht, aber ich dachte mir, als ich von ihrer ganz eigenen Art der Jungfräulichkeit hörte, dass ich ein letztes gutes Werk leisten kann, indem ich Ihnen vor Augen führe, dass Sie vielleicht zu jung sind, um den Tod an sich schon

zu verstehen. Wie kam es, dass sie Pfleger im Hospiz wurden? Immerhin glaube ich, dass die Auflagen sehr hoch sind, um in das Personal aufgenommen zu werden.“ – „Ja, das sind sie, weiß Gott, das sind sie! Meine Großmutter starb vor mehr als drei Jahren, und ich erfuhr durch sie, was es heißen kann, einen Menschen in einen würdevollen Tod zu begleiten. Ich erkannte, dass dies meine Bestimmung ist, und sprach bei der Leiterin vor, doch sie zwang mich zu einem halben Jahr des Nachdenkens. Erst nach dieser Zeit und der Erneuerung meines Wunsches wurde ich als Auszubildender aufgenommen und habe vor kurzem meine Ausbildung abgeschlossen.“ – „War ihre Großmutter eine starke Frau?“ – „Ja, das war sie.“ – „Glauben Sie, dass Ihr Tod weniger würdevoll gewesen wäre, wenn Sie nicht bei ihr gewesen wären?“ – „Die Frage kann ich nicht beantworten, denn wie soll ich es wissen, jetzt, da es anders kam?“ – „Ich kann Ihnen diese Frage beantworten. Auch ohne Ihre Großmutter gekannt zu haben.“ – „Nun, ich bin sehr gespannt. Wie lautet Ihre Antwort?“ – „Nein, so leicht mache ich es Ihnen nicht. Am Ende der Woche werden Sie es wissen, und wenn nicht, ist es wahrscheinlich besser, Sie suchen sich eine andere Pflegestelle, vielleicht in einem Krankenhaus oder in einem Altersheim.“ – „Ich werde darauf achten“, waren die einzigen Worte, die mir spontan einfielen, so sehr stand ich in dem Bann dieser Frau. – „Wenn Sie es mit der gleichen Überzeugung angehen, wie sie überzeugt sind, dass dies ihre Bestimmung ist, werden Sie nicht sehr weit kommen.“ – „Ich verstehe Sie nicht. Glauben Sie, dass ich Ihnen etwas vorspiele?“ – „Nein, gewiss nicht, denn wie kann ein Spiel gespielt sein, wenn der Spielende glaubt, es wäre blanker Ernst? Nein, ich möchte damit nur sagen, dass es keine wahre Bestimmung im Leben gibt. Es gibt keine Arbeit, die man absolut perfekt beherrscht, sondern alles lässt sich einordnen. Wer in Ihrem Alter seine Bestimmung bereits gefunden zu glauben scheint, gibt sein natürliches Suchen auf und gibt sich zufrieden mit dem, was er bisher erreicht hat, doch noch steht Ihnen die ganze Welt offen. Diese Tür schließt sich mit der Zeit und schließt sich immer schneller, aber welche Gelegenheit vergibt ein junger Mensch, wenn er sich von dieser Türe abwendet und sie unbeachtet zugehen lässt, anstatt sich anzuschauen, was hinter ihr liegt, um gegebenenfalls hindurchzuschreiten? Diesen jungen Menschen möchte man aus vollem Herzen zurufen, dass sie ihr Leben gestalten sollen und ihnen viele Wege offenstehen. Geht durch die Tür, will man ihnen zurufen oder möchte sie gar stupsen, aber man scheitert oftmals an deren Bequemlichkeit. Aber was soll's! Ich habe mein Leben gelebt und werde alsbald nicht mehr schreien können.“ – „Danke“, sagte ich nach einem kurzen Moment der allseitigen Stille – „Warum bedanken Sie sich?“ – „Einfach so, ich weiß nicht, es war mir danach.“ – „Kein Danke kommt ohne Grund, selbst wenn es ein banaler ist.“ – „Ich weiß nicht, welche der heutigen Erfahrungen im Gespräch und Umgang mir das Gefühl gab, dass ich mich bedanken müsse, aber es war in mir.“ – „Dann möchte ich so lange nicht mehr mit Ihnen reden, bis Ihnen einfällt, warum Sie mir danken wollten!“, setzte es gleich die nächste ihrer Herausforderungen. Unser Gespräch endete abrupt und ich merkte erneut,

dass dies eine Frau war, der Halbwahrheiten und Nichtzuedagedachtes völlig zuwider waren, sodass sie ihre Gegenüber zwang, Ordnung in die wirren Gedanken zu bringen. Ich nahm mir die Zeit und schwieg, bis mir die Einsicht kam, dass ich mich nicht für ihre Anwesenheit oder Worte bedanken wollte, sondern für ihre herzliche und zugleich objektive Distanz. Lange gingen wir schweigend nebeneinanderher, bis ich es ihr ungeschminkt zu sagen vermochte, und wir begannen ein neues Gespräch über die Schönheiten dieser Landschaft, meiner Heimat.

IX

Als wir zurück im Hospiz waren, neigte sich der Tag dem Ende zu, und wir mussten uns sputen, denn meine Begleiterin hatte noch einen späten Termin bei einem unserer Ärzte. Ich wartete draußen vor der Türe seines Sprechzimmers und sann über den vergangenen Tagen nach, was ich erleben durfte und was sie mir anvertraut hatte. Ich spürte ein innerliches Hochgefühl und war meinem Schicksal dankbar, dass ich einen derart seichten Beginn in meiner beruflichen Eigenständigkeit zugewiesen bekommen hatte. Nach einer halben Stunde des Wartens kam sie heraus, ich stand auf und wir gingen ohne viele Worte zurück zu ihrem Zimmer. Als ich die Türe hinter mir schloss, begann sie mit ihrem Resümee des Tages: „Ich denke, Sie können irgendwann bereit sein, diese Arbeitsstelle mit ihrem gesamten Wesen auszufüllen, doch bis dahin gibt es noch einige Stolpersteine, die Sie aus dem Weg räumen müssen.“ – „Welche, wenn ich fragen darf?“, gab ich zurück. – „Paaren Sie ihr wildes Ungestümsein mit dem Erkennen des richtigen Mittelweges und Sie werden die Menschen, auch jene, die bereits mit dem Abschluss ihres Lebens begonnen haben, für sich einnehmen und mit voller Würde bis zu ihrem gesteckten Ziel begleiten. Die Schwierigkeit besteht auf jeden Fall in der Ausgewogenheit, mit der man die Annäherung plane. Es darf nicht zu aufdringlich wirken, aber es darf auch nicht sein, dass nach drei Tagen immer noch keine Beziehung besteht. Erklären Sie sich ruhig, aber fordern Sie nichts, denn die Menschen, die an diesen Ort kommen, haben ihre letzten Forderungen ans Leben abgelegt. Die letzte ist immer ihr Tod, der hier durch einen Eingriff in die Heiligkeit des Lebens geschehen soll, zum Schutze dieser Heiligkeit. Vergessen Sie nie, dass es keinem ihrer Patienten, auch wenn sie sich vorbereitet und erlöst fühlen werden, einfach sein wird, aus dem Leben zu scheiden, das man mehr oder weniger viele Jahre selbständig gestalten konnte.“ – „Ich werde Ihre Worte nicht vergessen, nein, ganz bestimmt nicht“, bestätigte ich nach einer kurzen Pause. Sie erbat sich Freiraum für den Abend, und ich beendete meinen Dienst früher als sonst, wobei dieser Dienst keinesfalls an Arbeitszeiten gebunden ist. Man hat eine Woche lang einen Vollzeitdienst, muss stets ansprechbar und abrufbar sein, wenn der Patient einen dringenden Wunsch äußert, und normalerweise verbringt man die letzten beiden Tage zur Gänze im Hospiz. In der darauffolgenden Woche hat man zum

größten Teil frei und erholt sich von den zum Teil schwierigen und nervenaufreibenden Fällen. Nebenbei ist es in dieser freien Woche Pflicht, diese Begegnung zu reflektieren, um dann einen kurzen, aber stichhaltigen Bericht zu verfassen, der den Ärzten zur Beurteilung gegeben werden muss. Die Akte wird auch erst dann geschlossen, wenn der Eindruck des Arztes mit dem des Pflegers im Großen und Ganzen übereinstimmt, ansonsten wird aus rein rechtlicher Sicht geprüft, ob das Vorgehen der Ärzte und des Pflegers angemessen gewesen war. Das Feststellen eines eklatanten Fehlers würde zwar den Toten nicht wieder ins Leben zurückbringen, aber erst durch die jahrelange Praxis bekommt eine Einrichtung wie diese das Gespür dafür, was vermeintlich richtig und was definitiv falsch ist. Auch wenn dies nach einer kalten und sehr berechnenden Sichtweise der Hospizleitung aussieht, muss anerkannt werden, dass unsere Dienstleistung, die den Tod eines unheilbaren und leidenden Menschen beinhaltet, kein Alltagsgeschäft ist. Die Pietät, mit der dieser Vorgang behandelt werden muss, ist die Basis einer vertrauensvollen Beziehung, deren Intimität und Würde das wahre Essentielle dieser Profession ist. Erst nach Jahren und mit einer immer größer werdenden Distanz ist mir bewusst geworden, was es heißt, Respekt vor der Endlichkeit des Todes zu haben. Alles ist zu Ende, jeder auch nur lasch geknüpft Lebensfaden ist irreparabel durchtrennt. Die Erinnerung an einen Toten ist zwar stark, aber kann keinesfalls die physische Präsenz ersetzen, und die Entscheidung, freiwillig und würdevoll aus dem Leben zu treten, anstatt sich an ihm zu klammern, nötigt mich auch heute noch zur größten Respektsäußerung. Diese Arbeit ist nicht vergleichbar mit anderen, sie geschieht im Dienste des Sensenmanns, wenn es ihn gibt, aber auch im Dienste der leidenden Menschen. Es ist zugleich mitreißend und gefühlvoll, die Menschen in ihren letzten Tagen, Stunden und Minuten zu erleben, aber auch gewaltsam, denn trotz größtmöglicher Distanz schafft man eine oftmals intensive Beziehung von kurzer Dauer, deren Intensität eben jene rührt, die versuchen, die Würde des Menschen über die letzten Tage zu bewahren. Ich hatte für meinen Fall ausgesprochenes Glück, und zwar von der reinsten Art.

X

In den folgenden fünf Tagen bis zum Ende meines ersten Falles war diese Frau für mich ein Engel, ausgesandt, um mich vor mir selbst und meinen allzu hohen Erwartungen zu schützen. Ich spürte jeden Morgen beim Erwachen, wie sehr ich mich an ihr orientierte, wie sehr sie mir ein Licht im äußersten Dunkel war, sodass ihr baldiger Tod für mich ein schmerzvoller werden würde. Noch immer wusste ich nicht genau, was sie hatte, und traute mich auch nicht, danach zu fragen. Sie sollte von ganz allein mit diesem prekären Thema beginnen, doch ich sollte vergeblich warten, sie schwieg bis zu ihrem Tod. Kein Wort rann über ihre dünnen, aber nicht ohne Sinnlichkeit

gezeichneten Lippen, und obwohl sie die einzige Patientin war, die mir jemals den Hintergrund ihres Todeswunsches verschwieg, machte ich ihr niemals einen Vorwurf, denn ich war viel zu sehr von ihrem faszinierenden Wesen eingenommen. Diese Frau brauchte wahrlich keine Hilfestellung und dennoch, als sie am Vorabend vor dem Abschluss ihres Lebens über einen in ihrer Kindheit liegenden Umstand erzählte, sah ich die erste Regung einer leichten Angst in ihren Augen. Nur kurz, aber sie war da. Ich wusste nicht, was ich mit dieser Erkenntnis machen sollte, schrieb sie dann jedoch in der folgenden Woche nieder, aber verwendete sie in keinem unserer Gespräche an diesem Abend. Nach dem abendlichen Essen gingen wir ein letztes Mal nach draußen und genossen den ergrauenden blauen Himmel, den die Sonne nach ihrem Untertauchen hinter die Berge der Welt hinterlassen hatte. Es war alles gesagt zwischen uns beiden, und ich hatte viel zu sehr mit meinen eigenen Gefühlen zu kämpfen, als dass ich auf sie achtgeben konnte. Ich drohte, eine Person zu verlieren, zu der ich von meiner Arbeit aus keine persönliche Beziehung aufbauen durfte und es unbewusst dennoch getan hatte. Ich hoffte in diesem Augenblick, dass mir eine Woche Abstand reichen würde, um ihren Tod zu überwinden, und zugleich, dass ich zu keiner Zeit erneut in eine derartige Beziehung zu einem meiner Patienten schlittern würde, denn das war es: ein unkontrolliertes Hineinschlittern ohne Möglichkeit des Gegensteuerns. Mitten in die mich zitternd machende Stille sprach sie plötzlich mit sonorer Stimme. „Wissen Sie, alle Fragen sind geklärt, nur eine nicht.“ – „Welche?“, fragte ich, ohne mir wahrhaft Gedanken gemacht zu haben. – „Als ich Sie zwang, mir eine Frage zu stellen, die mich von Ihrer Anwesenheit überzeugen würde, fragten Sie mich, was die falscheste Entscheidung war, die ich in meinem Leben getroffen habe. Diese Antwort bin ich Ihnen seither schuldig geblieben.“ – „Sie sind mir nichts schuldig“, rutschte mir unversehens raus. – „Das glauben Sie, aber ich habe nichts weiter getan, als Sie von sich selbst zu überzeugen. Damit sind Sie mir zu keinem Dank verpflichtet, auch wenn Sie sich so fühlen mögen. Die Dankbarkeit liegt ganz auf meiner Seite. Sie haben sich meinen vollen Respekt erarbeitet, indem Sie stets meine Würde stützten, selbst in Zeiten, in denen ich unmerklich wankte. Aus meiner anfänglichen Skepsis, dass Sie diesen Beruf aus falschen Motiven heraus gewählt haben, ist die Erkenntnis erwachsen, warum sich Ihre Großmutter glücklich schätzen konnte, einen solch fürsorglichen Enkel gehabt zu haben.“ – „Danke.“ – „Gern geschehen, denn es ist die reine Wahrheit, die niemals schmerzt, wenn sie ausgesprochen wird. Nun aber zu meiner Antwort! Aufgewachsen bin ich auf dem Land, in einer Gegend, die noch weiter entfernt von einer größeren Stadt ist als dieser Ort hier. Als ich, um Arbeit zu finden, in die Stadt zog, war ich die personifizierte Naivität, schüchtern und zugleich begierig, die große Welt in mich aufzusaugen. Ich musste alsbald erkennen, dass diese Wünsche und Verhaltensweisen nicht miteinander konform gingen, und verlor mich in der Weite der Straßen und Häuserzeilen. In dieser Zeit begann sich meine Stimmung zusehends zu verändern, und ich wäre beinahe wieder in meinen Heimatort zurückgegangen, wenn

ich nicht einen Mann getroffen hätte, der mich zunächst auf seinen Händen trug und mir ein neues, anmutigeres Gefühl für die Stadt und ihre Bewohner eröffnete. Das Problem war jedoch, dass ich mich schneller in dieser Beziehung zu dem Mann verlor, als es mir wohl geschah. Ich wusste bald nicht mehr ein noch aus und suchte händeringend nach Unterstützung, denn von heute auf morgen hatte er sein gesamtes Verhalten verändert. Plötzlich, als er sich meiner absoluten Liebe und dann Abhängigkeit sicher sein konnte, wurde er zu einem Tyrannen und nutzte schamlos meine Gefühle für ihn aus, brachte mich in den Zwiespalt, ihn zugleich zu lieben und zu hassen. Was ist schlimmer, als in dieser Enge leben zu müssen, in der jeder Schritt ein falscher ist, denn er verursacht Schmerzen, ob nun physische oder psychische? Nach wenigen Monaten begann er, mich zu schlagen, und ich dachte daran, ihn eigenhändig umzubringen, doch ich zögerte immer wieder und wartete auf Besserung. Diese eine Entscheidung, die eine Vielzahl von derselben Art beinhaltet, ist die falscheste in meinem Leben gewesen. Es dauerte mehr als zwei Jahre, bis ich mich aus seinen Fängen befreien konnte, und eigentlich war es nicht mein Verdienst, denn er wurde wegen einer Straftat ins Gefängnis eingesperrt. Ich konnte seinem Würgegriff entfliehen und schwor mir, niemals wieder in meinem Leben einem Menschen dermaßen hörig zu sein, dass ich sogar mein Ich, mein eigenes Selbst zu seinem Wohl aufgab. Daher habe ich Sie erstmal mit einer kühlen Distanz gemustert, als wir uns einander kennenlernten, doch just in dem Moment, in dem ich erkannte, dass Sie keine Gefahr für mein kränkendes und mittlerweile sterbendes Ich sind, entschied ich mich für eine Zusammenarbeit und es war eine der besten Entscheidungen, die ich in meinem Leben getroffen habe.“

XI

Meine erste Patientin ging fort von mir, entschlief in Frieden, um nicht wieder aufzuwachen. Ich glaube, die Bekanntgabe ihrer falschen Entscheidung im Leben und die Gründe dafür gaben mir den Mut, mich von ihr ein Stück weit zu befreien, sodass ich frohen Mutes auf mein Werk schauen konnte, ihr die letzten Tage zur Seite gestanden zu haben. Ich schrieb den Bericht mit der nötigen Distanz, und der behandelnde Arzt lobte meine Beobachtungsgabe, denn wir kamen zu einem sehr ähnlichen Urteil, dass der Tod dieser Frau für ihre Umwelt ein größerer Schock sein mochte als für sie selbst, die ihr Ableben mit derselben Distanz betrachtet hat, wie sie ihr Leben unter den Mitmenschen gelebt hatte. Und doch erinnerte ich mich auch, dass sie wenigstens für einen Moment mit ihren Augen die Angst verspüren ließ, die der baldige Tod zwangsläufig in Menschen auslöst. Ich nutzte die freien Tage, um einen kurzen Ausflug zu machen, denn in einem der Nachbarorte feierte soeben ein Bühnenstück Premiere, das den Höhepunkt des Volksfestes darstellte. Seit dem Tod meiner Großmutter hatte ich weder einem Bühnenstück noch einer Lesung

beigewohnt und hatte auch meine Ambitionen samt und sonders in mir vergraben. Doch mit einem Mal verspürte ich den Drang, das Alte wieder hervorzukramen, um es herausgeputzt zu etwas Neuem zu machen. Entdecke dich selbst in dem Chaos, was dein Heranwachsen angerichtet hat, war eine der Maximen meiner toten Patientin, ja, mit einem anderen Wort möchte ich diese Frau nicht beschreiben, und obwohl wir uns niemals das persönliche Du angeboten hatten, war es fast, als ob ein Teil von ihr in mir weiterleben würde, nur in anderer Form.

XII

Meine zweite Patientin sollte mich auf eine andere Art und Weise fordern: die des Zuhörens. Als ich an ihre Zimmertür anklopfte und nur eine schwache und sehr brüchige Stimme vernahm, wurde mir sofort bewusst, was mich erwarten würde, und es bestätigte sich auch. Vor mir lag eine Frau im Zimmer, die nahe an den neunzig Jahren war und die aus Altersgründen versterben würde. In diesem Fall war das medizinische Rätsel kein wirkliches, und sie verriet mir direkt im ersten Gespräch, dass die Ärzte ihr noch einige wenige schmerzfreie Wochen gaben, ehe der nächste Hirnschlag sie womöglich zum ernststen Pflegefall machen würde, und das wollte sie ihrer Familie nicht antun. Daher hat sie sich aus dem beschützenden Schoß der Gemeinschaft entrissen und sich zu uns begeben. In den kommenden sieben Tagen nach unserem Kennenlernen waren wir eigentlich auch nur morgens und abends allein, dazwischen war zu jeder Zeit einer aus der Familie an ihrem Bett und besprach die letzten anstehenden Entscheidungen oder sie schwiegen sich in Erwartung des baldigen Endes andächtig an. Sie war die einfachste Form einer Patientin, der man nur helfen musste, wenn sie etwas besorgt haben wollte, das nicht von außen mitgebracht werden durfte. Morgens und abends kamen Pfleger, die die Frau wuschen und das Bett neu bezogen. Danach besprachen wir die wenigen Ereignisse des Tages, bis die ersten der Familie eintrafen und sich rührend um sie kümmerten. Ich habe leidende und auf den erlösenden Tod wartende Familien gesehen und am eigenen Leib verspürt, welches Gefühl diese Unbestimmtheit ist, und kann nur sagen, dass ich in jenen Tagen, als Zweiundzwanzigjähriger, wusste, dass dies eine sehr komplikationsfreie Methode für alle Beteiligten ist, das Leben eines wartenden Menschen, der mit dem Leben abgeschlossen hat, zu beenden. So hart diese Erkenntnis auch klingen mag, wenn man den Berichten von Menschen folgt, die leiden, während sie warten und gleichzeitig auf Erlösung hoffen, wird man meine Meinung vielleicht verstehen können.

XIII

Abends, nachdem sich unser Hospiz zur Bettruhe begab, gingen die meisten familiären Gäste zurück in das nahe Hotel und überließen die anstehenden Arbeiten den Pflegern. Viel war bei

meiner Patientin nicht zu erledigen, ihre Tochter, die keine Minute des Tages vom Bett wich, war eine der ordentlichsten Frauen, die ich jemals kennengelernt habe. Akkurat musste alles an seinem Ort liegen, wenn die Familie das Zimmer verließ, und daher war alles, was ich zu tun hatte, dafür zu sorgen, dass ausreichend Verpflegung zur Verfügung stand. Vier Tage verbrachten wir in dieser für mich ereignislosen Starre, die ich als notwendige Pflichterfüllung ansah, auch wenn mich meine vorherige Patientin weitaus mehr aufgewühlt hatte und dieses Gefühl noch nachwirkte. Dies ließ ich mir jedoch in keinem Moment anmerken und die respektvolle Distanz half mir dabei. Doch am fünften Abend, gerade als ich fragen wollte, ob ich noch was für die alte Dame erledigen könne und mit einer dankenden Verneinung rechnete, legte sie ihre Hand auf meinen Unterarm und schaute mich aus feuchten Augen an. ‚Die Angst vor der Entscheidung‘, dachte ich sofort und versuchte mich an die Verhaltensweisen zu erinnern, die mir für derartige Momente beigebracht worden waren. Zuerst schien in meinem Kopf eine endlose Leere zu herrschen, doch einem Blitzschlag gleich kam das Erlernte zurück, und ich fühlte mich bereit für das anstehende Gespräch. ‚Darf ich einige Momente Ihrer Zeit in Anspruch nehmen?‘, fragte sie mich. – ‚Natürlich, dafür stehe ich Ihnen zur Verfügung. Meine Zeit ist in dieser Woche Ihre Zeit und Sie dürfen, wenn Sie es wünschen, jede Minute davon in Anspruch nehmen.‘ – ‚Danke. Es ist nichts Großes, aber...‘ Ihre Rede stockte und ich spürte, dass es nicht um ihre Angst vor dem Tode ging, denn es war kein flüchtiger Schauer, der sie ergriff, sondern ein spürbares Beben, das hinter ihren Augen wütete. ‚In drei Tagen ist mein Leben zu Ende‘, fuhr sie nach einer Weile des Schweigens fort, ‚und ich habe in meinem ganzen Leben nicht an Gott oder ein Leben nach dem Tod geglaubt. Auch heute will ich an keine übernatürliche Macht glauben, jedoch liegt mir etwas auf der Seele, das seit meiner späten Jugend auf mir lastet. Zunächst wollte ich es keinem erzählen, doch mein Gefühl sagt mir, dass es vielleicht besser wäre, wenn dieses Geheimnis wenigstens an einen Menschen weitererzählt wird. Geteiltes Leid ist halbes Leid, sagt der Volksmund, auch wenn es sie nicht wirklich belasten wird, denn es ist eine alte Geschichte einer noch älteren Frau, so hilft es vielleicht letzten Endes nur meinem Herzen. Entschuldigen Sie, wollen Sie die Geschichte überhaupt hören? Wenn nicht, dann...‘ – ‚Doch bitte, es ist meine Aufgabe, Ihnen zu jeder Zeit zur Verfügung zu stehen.‘ – ‚Das habe ich Sie nicht gefragt. Ich weiß, dass Sie an Ihre beruflichen Pflichten gebunden sind, doch will ich von Ihnen wissen, ob Sie die Geschichte aus persönlichen Gründen hören wollen oder nicht. Ich vermag auch zu schweigen, es würde mir nicht viel ausmachen.‘ Ich überlegte kurz und formulierte langsam in meinem Geist eine Antwort, die ich dann auch aussprach: ‚Sehen Sie, werte Dame, Sie haben mich überrascht, indem Sie in den vergangenen fünf Tagen auf Distanz geblieben sind und jetzt zu mir rücken wollen. Ja, ich würde sehr gerne Ihr Geheimnis erfahren, das Sie mir als einzigen Menschen auf der Welt anvertrauen wollen.‘ – ‚Die Distanz, die Sie ansprachen, bestand aus gutem Grund, denn ich wollte erst den Menschen ein wenig beobachten, der mir die

Hand zum Tode reichen soll. Noch am zweiten Tag stellte ich mir bei Ihrer Anwesenheit die Frage, aus welchen Gründen ein solch junger Mensch wie Sie die Pflege von todgeweihten Menschen übernimmt und eine derart schwere Bürde auf seinen Schultern trägt, an der viele andere Menschen für eine geraume Zeit zugrunde gehen. Doch jetzt glaube ich, die Antwort zu kennen, und wenn sie falsch sein sollte, reicht mir der Glaube an die Richtigkeit. Sagen Sie es mir nicht, eine beruhigende Illusion kann angenehmer sein als die leuchtende Wahrheit.“ – „Das stimmt“, waren meine einzigen Worte, die ich angesichts dieser Erklärung brauchte, um ihr meine volle Verbundenheit auszudrücken.

XIV

„Draußen schneite es seit mehreren Tagen dicke Schneeflocken“, begann sie ihre Geschichte mit leiser Stimme, „und nebenbei fielen die Bomben unserer Feinde. Die Menschheit befand sich in dem schlimmsten Krieg aller Zeiten, und die Bevölkerung trug vor allem das Leid des Untätigseins. Das Warten auf das Ende des Krieges oder des Lebens wucherte in unseren Köpfen, auch in meinem. In jenem Winter war ich vierzehn geworden, und es grenzte an ein Wunder, dass ich noch am Leben war, denn ich hatte meine beiden Eltern und die Großeltern verloren und versorgte zudem meine kleine Schwester und meinen noch kleineren Bruder. Mein Bruder starb vor einigen Jahren, aber meine Schwester haben sie vor zwei Tagen kennengelernt, und sie wird morgen erneut kommen, um Abschied von mir zu nehmen. Wie gesagt, es war ein harter Winter, und ich erinnere mich, als wäre es heute, dass immer mehr Menschen auf der Straße uns rieten, die Häuser und die Stadt in Richtung Wald zu verlassen, denn dort würden keine oder nur einzelne, versprengte Bomben fallen. Wer das Glück habe, gegen die Kälte und den Hunger so lange zu siegen, bis sich die Situation ändere, habe dort eine größere Möglichkeit als hier, wo die Häuser jeden Moment zu zerfallen drohten. Zuerst wollten wir nicht gehen, insbesondere ich war dagegen, denn ich hatte keine Ahnung, wohin ich mich mit meinen kleinen Geschwistern wenden sollte, die noch weniger als ich von dem ganzen Großen verstanden. Dann schlug kurz nach dem Jahreswechsel eine Bombe in das Haus, das zwei Häuser neben unserem stand, und alle Wände in unserem Haus wackelten, als würden sie gleich zusammenfallen und uns unter sich begraben. Wir schrien um die Wette, doch keinem von uns wäre es eingefallen, dem sicheren Versteck laufend zu entfliehen. Wir ergaben uns unserem Schicksal und warteten ab, bis sich alles beruhigt hatte. Die Nacht ging ohne Schlaf vorbei, und wir hatten erneut überlebt, doch in mir war endlich die Entscheidung gereift, dass wir das Haus und die Stadt möglichst schnell verlassen mussten, ganz gleich in welche Richtung. Wir packten das Wenige zusammen, das uns geblieben war, und machten uns auf den Weg, immer der großen Masse hinterher. Mit den Habseligkeiten auf dem Rücken und je einem

Kind an der Hand muss ich ein verwunderliches Bild abgegeben haben, aber nicht zu jener Zeit. Hat das Leid erstmal jedes einzelne Herz grausam erobert, wird selbst das größte zur Nebensächlichkei. Niemand beachtete uns oder nahm uns in seine Gruppe auf, wir waren, wie zuvor auch schon, auf uns allein gestellt. Dennoch erreichten wir den Wald, was beileibe nicht allen gelang, denn wir sahen eine Unzahl an Toten, die auf oder unter den Schuttbergen am Straßenrand lagen. Auch dies ist erstaunlich. Wenn ich heute einen Verletzten sehe, sei es auch nur mit einer kleinen blutenden Wunde, wende ich mich angewidert ab, doch in jenen Tagen der Flucht war es, als wäre zwar mein Blick funktionierend, aber das Gehirn und die Gefühle betäubt oder in Gänze ausgeschaltet. Um den Geist und das Herz vor einer Gefühlsüberflutung zu schützen, machte der Verstand die Tore dicht und ließ keine anderen Gefühle als die essentiellen Triebe zu, die man zum Überleben braucht. Kaum waren wir im Wald, hörten wir bereits wieder die Sirenen und beobachteten aus einer scheinbar sicheren Entfernung das Bombardement unserer Feinde. Wie im Takt einer Uhr schoss eine Feuersbrunst in die Luft und richtete einen ungeheuren Schaden an. Welche Grausamkeiten sich ein Mensch doch einfallen lässt, um andere Menschen umzubringen! Schrecklich, einfach nur schrecklich, dieser elende Krieg! Doch nicht alle Bomben trafen die Stadt. Nachdem wir uns am Waldrand bereits sicher fühlten, detonierte ganz in der Nähe auf einem Feld, das unter einer dicken Schneeschicht verdeckt lag, eine Bombe und rief uns die Gefahr zurück in unsere Köpfe. Ich drehte mich schlagartig um und riss die beiden unter Schock stehenden Geschwister mit mir, sodass wir beinahe gestrauchelt wären. Kaum waren wir von dieser Stelle wenige Meter entfernt, explodierte genau dort eine Bombe, zersprengte die angrenzenden Bäume und hinterließ eine klaffende und verbrannte Kuhle in der Erde. Von den umherfliegenden Gesteinsbrocken und Baumsplintern angegriffen, warfen wir uns hinter einen riesigen Baum, der unser Schutzschild und damit unsere Rettung werden sollte. Kaum hatte sich die Szenerie beruhigt, sprang ich auf und begann, so schnell es ging, tiefer in den Wald hineinzulaufen, in den ich mich als kleines Kind, sobald es dämmerte, niemals hineingetraut hätte. Der erste Schock meiner Geschwister verflog, und sie begannen lauthals, um Hilfe zu schreien. Die Angst, die ihr Herz bis zu diesem Zeitpunkt stocken ließ, entfaltete nun ihre volle Wirkung, und ich hatte große Mühe, die beiden zu beruhigen. Zugleich hatte ich aber auch meine eigenen Gefühle zu bekämpfen und musste meine Selbstbeherrschung bis zum Äußersten fordern, um nicht selbst den Kopf zu verlieren. Wir entfernten uns von den niederfallenden Bomben, liefen bis zur Dunkelheit durch den Wald und erreichten eine Felsformation, die sich in dem Wald wie aus dem Nichts erhob. Als kleines Mädchen hatte ich vor dem Krieg mit meinem Vater und meinem Großvater öfter dort gespielt und wusste um die geräumige Höhle auf der von uns abgewandten Seite. In der Dunkelheit und nur mit meinen Erinnerungen ertastete ich den Weg und wir schafften es tatsächlich nach einiger Zeit, ohne dass ich sagen konnte, wie viel von ihr verging, den Eingang von der Höhle zu

finden. Schon wenige Meter vor dem Eingang, als wir den letzten Vorsprung des Massivs umgingen, sahen wir ein Flackern, das von einem Feuer in der Höhle herrührte. Vor uns waren bereits andere Menschen aus der Stadt dorthin geflohen und hatten sich schutzsuchend niedergelassen. Die Höhle war vollständig belegt, und obwohl wir drei elternlose Kinder auf der Flucht waren, wollten uns die Menschen in der Höhle kein Obdach gewähren. Die Wachenden bildeten um das Feuer herum eine undurchdringliche Mauer und alles, was mir gelang, war eine Stelle draußen vor der Höhle zu ergattern, die noch im fahlen Lichtbereich des Feuers gelegen war. Die alten Männer erlaubten uns eine Rast bis zum folgenden Morgen und der Himmel ergraute bereits im Osten. Wir rollten uns in die mitgeschleiften Decken und legten uns beieinander, doch die Kälte zog schnell über die Nase in unseren Körper. Wir zitterten mehr, als dass wir schliefen, und waren halb erfroren, als wir wenige Stunden später den aus dem Höhleninneren drängenden Flüchtlingen Platz machen mussten. Wir packten unsere Decken zusammen, und ich sah ob der gestrengen Blicke der Wächter davon ab, flehend um Einlass zu betteln. Nun“, seufzte die Patientin auf, „aus heutiger Sicht und mit der Erfahrung eines ganzen Lebens kann ich mich in die Köpfe der Menschen hineindenken, die sich wahrscheinlich nicht vorstellen konnten, dass wir Kinder den Krieg und unsere Flucht überleben werden. Zudem wären wir nichts anderes gewesen als hungrige Mäuler, die versorgt werden müssen, ohne selbst gleichwertig zur Nahrungsbeschaffung beitragen zu können. Eine solche Denkweise kann man sich in Zeiten des Friedens gar nicht vorstellen. Zuwider ist noch der falsche Ausdruck dafür, abstoßend und ekelierend schien diese Menschheit. Dies sind die einzigen Worte, die dem Geschehen nahekommen, und selbst diese Ausdrücke sind noch weit entfernt von der harten und unmenschlichen Grausamkeit jener Wochen und Monate.“

XV

„Wenn ich mir vorstelle“, begann ich, als die alte Frau schweigend in ihre Gedanken versunken war, „einer der Kinder oder gar an ihrer Stelle gewesen zu sein, in jener Nacht, vor der Rettung versprechenden Höhle, nein, das kann ich mir nicht vorstellen! Sie haben recht, mein Verstand kann zwar nüchtern ermessen, welche Gefahren und Entbehrungen sie drei durchstehen mussten, doch mein Herz schweigt, denn wie soll man als Kind des Friedens eine solche Gefühlsklemme verspüren, ohne vergleichbare Erfahrung?“ – „Das kann niemand, der nicht im Krieg gewesen ist, und selbst jene, die es – wie ich – waren, scheitern an den begrenzten Möglichkeiten ihrer Sprache, denn es gibt keine Worte, um dieses Gräuel wiederzugeben.“ Wiederum versank sie in ihrem Schweigen, und ich rang mit mir, ob und mit welchen Worten ich ihr Ruhen unterbrechen könnte. Ich entschied mich dafür, sie ihre Geschichte weitererzählen zu lassen, denn ich spürte, dass das,

was sie eigentlich sagen wollte, noch im Ungesagten lag. „Sie sind“, begann ich in die Stille hinein, „in Ihrer Erzählung an jenem Morgen stehengeblieben, als sie Ihre Decken einpackten, weil die Wächter Ihnen den Zutritt zur Höhle verwehren.“ – „Ja, genau an dieser Stelle veränderte sich mein Leben. Entschuldigen Sie die Frage, aber langweile ich Sie mit meiner Erzählung?“ – „Nein, gewiss nicht.“ – „Wissen Sie, junge Menschen haben heutzutage oftmals den Hang, die Geschichten der Alten aus den Kriegszeiten als Unwichtigkeit zu betrachten, da ihnen zu Recht, aber auch zum Glück, der Gedanke an diese Grausamkeit fehlt. Weshalb interessiert Sie meine Geschichte? Ist es vielleicht nur deswegen, weil dies Ihre Arbeit ist und Sie bei mir sein müssen?“ – „Nein, das ist es gewiss nicht. Genauer kann ich Ihre Frage nicht beantworten, als Ihnen zu versichern, dass ich mich mit menschlichen Schicksalen verbunden fühle, die im unbestimmten Raum liegen, zu Menschen, die zu einem bestimmten Zeitpunkt gezwungen waren, ins Dunkle und Unbekannte hineinzuwandern, ohne Halt und Sicherheit, mit einem Mut, der entweder aus Verzweiflung oder aus einer inneren Stärke entsprang.“ – „Sie sprechen von den Entscheidungen, die Menschen treffen müssen, wenn die Not sie dazu zwingt?“ – „Ich glaube“, antwortete ich nach einer kurzen Pause des Überlegens, „dass ich im Innern die Menschen und ihre Entscheidungen verstehen möchte. Nicht vollständig, denn das gelänge mir nur, wenn ich zu dem anderen Menschen werden würde, sondern annäherungsweise. Ich suche etwas in mir und hoffe, durch das Verstehen menschlicher Handlungen mich selbst entdecken und besser verstehen zu können. Zumindest jenen Teil, den ich in mir spüre, der mir aber trotz allen Suchens noch verborgen scheint.“ Nun schwiegen wir beide. – „Ja, ich traf eine Entscheidung“, fuhr sie in ihrer Geschichte fort, „an jenem Morgen im Schnee und in der Kälte. Ohne die drohende Gefahr abschätzen zu können, machte ich mich mit meinen Geschwistern auf den Weg zurück in die Stadt, die zwar zerbombt, aber ruhig vor uns dalag, als wir aus dem Wald traten. Wir, nein, ich wollte es wagen, lieber dort dem Schicksal entgegenzusehen als draußen im schutzlosen Wald, der vor allem die klirrende Kälte nicht abzuhalten vermochte. Doch zu diesem Zeitpunkt war das Unglück meines Lebens bereits geschehen, und so sehr die Entscheidung, zurück in die Stadt zu gehen, die richtige gewesen war, denn die Menschen in der Höhle wanderten alle, wenn auch nur vorübergehend, in Gefangenschaft, so traf ich jedoch auf dem Weg von der Höhle zum Waldrand eine, die mein gesamtes Leben mitbestimmen sollte.“ Erneut schwieg sie, und ich sah an ihren Augen, dass sie auf dem Sprung war, sich aus dieser Unterhaltung zurückzuziehen, obwohl ich gleich zu Beginn gespürt hatte, dass sie ihr in die Seele brennendes Geheimnis noch vor ihrem geplanten Tode jemandem anvertrauen wollte. Mir gingen mehrere Fortführungen durch den Kopf: ‚Im Krieg und auf der Flucht vor Gewalt gibt es keine falschen Entscheidungen oder: Sie tragen keine Schuld an den damaligen Geschehnissen‘, doch ich wusste sofort, dass dies nur zum Abbruch unseres Gespräches führen würde, da meine Gegenüber mir unbewusst signalisierte, dass nichts, was ein

Mensch sagen könnte, sie von ihrer Schuldüberzeugung abzubringen vermochte. Daher wählte ich folgende Fortsetzung: „Welchen Fehler kann ein vierzehnjähriges Mädchen machen, das im Krieg für das Leben ihrer beiden Geschwister die Verantwortung übernommen hat?“ – „Einen folgenschweren, den man in schwächerer Form und unter anderen Gesichtspunkten auch in Friedenszeiten machen kann.“ – „Erzählen Sie mir“, formulierte ich meine Worte nicht als Frage, sondern als seichte Aufforderung, „was auf dem Weg von der Höhle zum Waldesrand geschah!“ Zunächst blickte sie mich aus verwunderten Augen an, doch wich diese Verwunderung der Erkenntnis, dass es das war, was sie ursprünglich dazu bewogen hatte, mit ihrer Geschichte anzufangen. – „Wir machen uns auf den Weg“, eröffnete sie ihre Erzählung erneut, „in die grobe Richtung zurückzugehen, aus der wir in der Dunkelheit der Nacht zur Höhle gekommen waren, als ich auf halber Strecke etwas Rötliches auf dem vom Schnee weißgetünchten Waldboden entdeckte. Zuerst wollte ich einen anderen Weg wählen, doch das Rote zog meinen Blick magisch an, sodass ich unsere Sicherheit meiner Neugier unterstellte und nachschauen ging. Nach nur wenigen Schritten erkannte ich, dass dieser rote Fleck ein Mantel war, und ich glaubte im ersten Moment, dass er aus Angst vor Entdeckung im weißen Schnee zurückgelassen worden war, da er aus allen Richtungen gut zu erkennen war. Doch schon bald wurde ich der Konturen gewahr, die sich unter dem Mantel abzeichneten. Ich hielt in meinem Schritt inne und zwang meine Geschwister ebenfalls zum Halt. Ich ließ die beiden hinter einem breiten Baum verstecken und forderte trotz ihrer Übermüdung und ihres Hungers völlige Ruhe von ihnen. Ich hingegen bewegte mich langsam auf den zwar atmenden, jedoch bewegungslosen Körper unter dem Mantel zu. Meine Muskeln waren zum Zerreißen gespannt, um sofort und zu jeder Zeit fortlaufen zu können. Als ich beinahe in Reichweite des roten Mantels war, erkannte ich an den längeren, braunen Haaren, dass es sich um eine Frau handelte. Ich focht mit mir, als ginge es um mein eigenes Leben, und wollte schon zurücklaufen, als der Körper sich regte und versuchte, sich auf die Seite zu drehen. Obwohl ich zusammenzuckte, lief ich nicht weg, sondern fasste instinktiv die Frau an der Schulter und vollendete ihre Drehung. Als sie auf die Seite zu liegen kam, erkannte ich, dass sie keine Frau, sondern noch ein Mädchen war, das vielleicht ein oder zwei Jahre älter als ich selbst war. Sie atmete regelmäßig, schien aber am Bein verletzt zu sein, sodass sie nur bis an diese Stelle im Wald gekommen und dort scheinbar ohnmächtig niedergestürzt war. Als ich sie ansprechen wollte, schien sie erneut in Ohnmacht gefallen zu sein, denn sie reagierte auf kein Rütteln an der Schulter. Ich stand auf und blickte zu meinen Geschwistern, die das Geschehen beobachtet hatten und gegen meine Anweisung nähergetreten waren. Wie soll ich, war mein bestimmender Gedanke, zugleich meine beiden Geschwister als auch diese verletzte Person durch die Zeit des Krieges bringen und hatte bereits eine Entscheidung getroffen, als die Verletzte am Boden unversehens die Augen öffnete und mit äußerst schwacher Stimme um Hilfe wisperte. Ich zuckte unweigerlich zusammen

und trat erschrocken einige Schritte zurück. Augenblicklich war ich im Niemandsland zwischen der auf dem Boden Liegenden und meinen Geschwistern. Ohne einen festen Bezug zu irgendeinem Menschen zu haben, wurde mir die Entscheidung leicht gemacht, denn ohne dem Mädchen im roten Mantel zu helfen, drehte ich mich ab, ging zu meinen Geschwistern und verließ diesen Ort mit ihnen. Auf ihre drängenden Fragen antwortete ich nur, dass die Person auf dem Boden bereits tot gewesen sei, und erkannte an ihrem Verhalten, dass die beiden weder gesehen hatten, wie sich der rote Mantel von allein bewegte, noch wie das Mädchen die Augen öffnete. Dass die beiden nichts gehört hatten, dessen konnte ich mir sicher sein, da ein stetiger und leise pfeifender Wind durch den Wald zog, der jedes Flüstern verschluckt, sobald die Stimme die nähere Umgebung verlässt. Wir verließen den Wald und kehrten in die Stadt zurück. Dort fand ich aufgrund von purem Glück in einem der zerbombten Häuser einen Lagerraum mit Proviant, der uns im Keller unseres eigenen Hauses überleben ließ. Und obwohl ich in jenen Tagen wusste, dass ich mich als Verantwortliche für meine beiden Geschwister richtig entschieden hatte, wusste ich auch, dass die Flucht vor der Hilfe ein gewaltiger menschlicher Fehlschluss gewesen war. Das Schicksal sollte es mir Jahre später gewaltsam vor die Augen führen, jedoch erst in Zeiten des erneuten Friedens. Aber keinesfalls so, wie es ein rational denkender Mensch erwarten würde. Wir wurden die besten Freundinnen, das Mädchen in dem roten Mantel und ich, ein Herz und eine Seele.“

XVI

„Sie und das Mädchen in dem roten Mantel wurden beste Freundinnen?“, platzte es aus mir voller Unverständnis heraus. – „Ja, das Mädchen, das ich schwer verletzt im Wald dem Tod übergeben wollte, und ich! Doch wir wussten zu jener Zeit noch nichts von der früheren Kreuzung unserer Lebenswege, und sie hat auch bis zu ihrem Tod vor einigen Jahren nichts von dieser Kreuzung gewusst, denn ich habe es ihr nie zu sagen vermocht.“ – „Sie haben es ihr das ganze Leben lang verheimlicht und blieben dennoch die beste Freundin?“ – „Für sie stellte sich die Frage nicht, und ich überspielte meine Zweifel mit dem Wissen, dass sie nichts von unserer gemeinsamen Vergangenheit erfahren würde, wenn ich die Beziehung ohne Aufdecken der Ereignisse fortführe.“ – „Sie blieben demnach Freundinnen, nur Ihre Sichtweise veränderte sich.“ – „Ja, und es tat mir Zeit meines Lebens leid, ihr nichts sagen zu können, aber ich wollte ihr nicht, nachdem ihr Mann früh gestorben war, auch noch die beste, die einzige wahre Freundin rauben.“ – „Wie haben Sie denn herausgefunden, dass Ihre Freundin das Mädchen im roten Mantel gewesen war?“ – „Meine Freundin hat ihr Geheimnis lange gehütet, denn es waren für sie keine angenehmen Erinnerungen. Sie konnte sich noch daran erinnern, dass beim Einsturz eines Gebäudes ein Wandteil ihren Unterschenkel streifte und aufriss. Mit einem notdürftigen Verband schnürte sie sich das Unterbein

ab und floh aus der Stadt in den Wald hinein. Dort kam sie nicht sehr weit, denn sie verlor das Bewusstsein und fiel nieder. Das einzige, an das sie sich erinnern konnte, war, dass ein Mädchen sie in ihrem roten Mantel auf dem Boden regungslos liegend gefunden und umgedreht hätte, aber dann verschwunden sei. Danach sei sie in einen langen und tiefen Schlaf gefallen, aus dem sie erst erwachte, als sie bereits von anderen Flüchtenden an einen sicheren Ort gebracht worden war, in Decken eingehüllt, direkt am Feuer, um den scheinbar leblosen Körper zu wärmen. Die Menschen, die sie retteten, hatten jedoch das Pech, in Gefangenschaft zu geraten, just als sie selbst draußen im Wald war, um Nahrung und Holz zu suchen. Sie hat von jenen Menschen niemals wieder einen gesehen, was sie angesichts ihrer eigenen Errettung sehr schmerzte.“ – „Sprachen sie beide über die gemeinsame Szene im Wald? Ich meine, haben Sie, ohne den Anschein zu erwecken, dass Sie das Mädchen waren, wissen wollen, was damals geschah und welche Gefühle sie für dieses Mädchen empfand? Wut, Zorn?“ – „Ja, wir sprachen auf diese indirekte Weise über mich, aber sie fühlte keine Wut in sich auf das Mädchen, denn in Zeiten des Krieges, so sagte sie, muss jeder nach sich selbst schauen, und wenn das Mädchen für sich die Entscheidung getroffen habe, dass es besser sei, dass meine Freundin auf dem schneebedeckten Waldboden an ihren Verletzungen starb, dann sei das hart, aber in Anbetracht der Umstände gerechtfertigt.“ – „Ein hartes, aber zugleich weichherziges Urteil voller Verständnis.“ – „Vor allem ein realistisches. Ich glaube, aus diesem Grund habe ich es ihr auch niemals sagen können, denn was hätte das an unserer Lage verändert? Vielleicht wären wir uns im Folgenden aus dem Weg gegangen, auch ohne die Wut und den Zorn im Herzen meiner Freundin. Ich glaubte damals, dass ich dieses Laster allein für uns beide tragen konnte, und habe geschwiegen.“ – „Und Sie haben es nicht einmal geschafft, es ihr auf dem Totenbett zu sagen, so wie Sie es mir erzählen?“ – „Ich wünschte, ich hätte es vermocht, aber sie stürzte beim Reinigen der Deckenleuchter von der Leiter und brach sich das Genick. Es sollte nicht sein, dass sie es erfährt, und ich zweifle daran, dass wir unter anderen Umständen glücklicher miteinander leben konnten.“ – „Wenn man“, begann ich nach einer kurzen Pause, in der wir beide das Gesagte auf uns wirken ließen, „ihre beiden Lebensgeschichten objektiv betrachtet, haben Sie damals im Wald eine Entscheidung getroffen, die für Sie jahrzehntelang die falsche gewesen ist, aber was wäre, wenn das Schicksal, das Sie als die Anleitung Ihres Lebens bezeichnen, dieses Faktum vorausgesetzt hat?“ – „Ich verstehe Sie nicht“, gab meine Patientin verwirrt zu. – „Ich meine nur, angenommen, Sie hätten sich dafür entschieden, das Mädchen, wie auch immer Sie das angestellt hätten, mit in die Stadt zu nehmen. Wie das leider immer mit hypothetischen Gedankengängen ist – es bleiben zu viele Wenss. Aber was wäre, wenn Sie das Mädchen in Ihren Keller gebracht hätten, um es dort gegen die Kälte und die Bomben zu sichern? Wären Sie dann losgezogen und hätten den Keller mit dem Proviant gefunden?“ – „Den haben wir auf dem Rückweg gefunden, als wir uns kurzzeitig verstecken mussten, weil ein Fehllalarm gegeben wurde.“

– „Sehen Sie, was wäre, wenn das Mädchen ihre Rückkehr nur um wenige Minuten verzögert hätte, dann wären Sie in ein anderes Haus geflüchtet und hätten nie den Segen spendenden Keller gefunden. Außerdem, wer weiß schon, ob Sie es überhaupt geschafft hätten, das Mädchen gesund zu pflegen, immerhin hatten die Flüchtlinge im Wald vielleicht einen Arzt unter sich und konnten dem Mädchen die richtige Pflege zuteilwerden lassen.“ – „Was wollen Sie damit sagen? Dass ich frei von jeder Schuld sein soll? Das kann ich mir nicht ausmalen, nein, das wäre ein Verrat an meinen Prinzipien im Leben.“ – „Nein, das will ich gar nicht sagen. Was ich aber damit sagen will, ist, dass, obwohl Sie eine vermeintlich falsche Entscheidung für sich selbst trafen und mit Ihren Zweifeln zu Recht bestraft wurden, Sie dennoch unbewusst die richtige Entscheidung für das Mädchen im roten Mantel, für Ihre spätere Freundin, trafen. Wie gesagt, es war eine unbewusste Entscheidung und kann die bewusste nicht aus der Welt räumen, aber sehen Sie es aus dieser Perspektive: Es ist nichts dabei geschehen, was anderen Menschen Schaden zugefügt hat, nur Ihnen selber.“ – „Ich glaube, ich kann Ihnen bisher folgen. Aber was bedeutet das? Dass ich mein Leben lang als unwürdiger Mensch gelebt habe?“ – „Nein, das mit Sicherheit nicht! Es bedeutet nur, dass Sie einen Fehler gemacht haben, der sich keineswegs schlecht ausgewirkt hat, und Sie haben dafür die Konsequenzen mit Anstand und Fassung getragen, indem Sie einen lebenslangen Kampf mit sich selbst fochten, zum Schutz Ihrer Freundin, nur mit sich selbst. Wissen Sie, eigentlich sind Sie und damit Ihr gesamtes Leben nur zu bewundern, denn wer trägt schon freiwillig einen harten inneren Kampf mit sich aus, um einen anderen Menschen vor jeglichem Übel zu verschonen? Das machen nicht viele auf diese überzeugende Art und Weise.“ – „Stilisieren Sie mich bitte nicht zu einem Helden, denn das bin ich ganz gewiss nicht.“ – „Nein, keine Heldin, aber Sie sind ein Mensch, der wahrhaft mit sich selbst und seiner Umwelt gelebt hat. Dadurch, dass Sie erkannt haben, dass das sorgenfreie Leben ihrer Freundin über dem eigenen, zweifelbehafteten steht, trafen Sie Ihre Entscheidung und löschten für mich damit die falsche Entscheidung aus ihrer Jugendzeit, jene aus dem Wald, ein für alle Mal aus.“ Nach meinen Worten schwiegen wir uns an und sprachen den Abend über kaum mehr als drei Sätze miteinander. Kurz bevor ich das Zimmer zur Nachtruhe verließ, blickte ich in ihre tränenfeuchten Augen, und sie wisperte mir ein „Danke“ entgegen, das mein Herz erwärmte. In diesem Moment wurde nicht nur ihr einiges bewusst, sondern auch mir: Ich war in meinem Beruf angekommen, ich war ab nun ein echtes Mitglied dieses Sterbehospizes.

XVII

Meine Patientin schied aus dieser Welt, wie sie es im Vorhinein geplant hatte, und ich verbrachte die Woche damit, dass ich zu alten Freunden ging, die ich in den letzten Jahren ein wenig vernachlässigt hatte. Gemeinsam gingen wir auf Wanderschaft und sprachen über alles Mögliche,

und immer, wenn ich auf den Wanderungen einen Wald sah, musste ich zwangsläufig an die alte Dame denken, wie sie als junges Mädchen mit ihren beiden Geschwistern am Waldrand stand und die Bomben ihr beinahe vor die Füße fielen, und ich bin der festen Überzeugung, dass ich mich in einen dieser Wälder verloren hätte, wenn ich meine Freunde nicht bei mir gehabt hätte. So verging die Zeit wie im Flug; ich schrieb meinen Bericht und erhielt erneutes Lob vom behandelnden Arzt, der mir erklärte, dass ich dennoch erkennen müsse, dass sich nur eine geringe Zahl der Patienten auf diese leichte Art und Weise öffnen würde. Die folgenden fünf Monate überzeugten mich von seinen Worten, denn ich erhielt ausschließlich Patienten, für die ich mehr der Pfleger als ein Begleiter in den Tod war. Ich stand ihnen mit meinem ganzen Herzen zur Seite und versuchte, ihnen die restlichen Tage so angenehm wie möglich zu machen, jedoch entstand bei keinem Patienten eine jener Verbindungen zwischen ihnen und mir, sodass es im Rückblick eine Zeit der Rückbesinnung auf das eigene Leben war, auf die Bestimmung des eigenen Charakters. Ich gewann an Routine und Selbstsicherheit bei dem, was ich an Arbeit leistete, und es gelang mir, meine alte Umgebung zurückzuerobern, sodass ich glaubte, mein Lebensglück in diesem frühen Stadium meines Lebens bereits gefunden zu haben.

XVIII

Nach fünf Monaten bekam ich dann einen Fall zugeteilt, von dem ich im ersten Moment zurückschreckte, der sich aber anders entwickeln sollte, als es im Vorhinein aussah. Nach einer Woche, in der ich die Ruhe der winterlichen Natur genossen hatte, trat ich am Morgen ins Zimmer meines neuen Patienten. Ich wusste bisher nur, dass er im spätmittleren Alter war und als aufgedreht beschrieben wurde. Es ist nichts Seltenes, dass die Nerven der Menschen, die hierherkommen, überstrapaziert sind, im Angesicht ihres baldigen Endes. Aber als ich eintrat, zuckte ich merklich zusammen, denn der Mann hatte sich scheinbar sein Zimmer im Stil seines früheren Lebens einrichten lassen. In der einen Ecke stand eine halbe Videothek und ihr gegenüber eine Ledercouch, von der ich wusste, dass sie nicht zur normalen Zimmerausstattung gehörte. In der anderen Ecke, gleich neben dem Eingang, stand ein Flipperautomat, und zu allem Überfluss rauchte der Mann soeben eine Zigarre, als ich eintrat. Zuerst wollte ich etwas gegen das Rauchen im Zimmer sagen, aber dann dachte ich mir, wenn der Mann genügend Einfluss hat, um die Räumlichkeit umzugestalten, dann darf er auch sicherlich drinnen rauchen. Auch wenn ich kein Mensch bin, der andere Menschen mit dem ersten Blick in eine Schublade packt und diese auch für immer schließt, kam ich nicht umhin, diesen Kerl in diese snobistische und alles ignorierende Schublade zu packen. Wie angewurzelt stand ich im Eingang, und der Mann auf dem Bett hob seinen Blick von der Männerzeitschrift, die er las, und meinte in einem sarkastischen Tonfall, dass

es auch Zeit wurde, dass sein Boy erschiene. Ich glaubte, mich verhört zu haben, doch er hatte seinen Worten den nötigen Ernst verliehen, denn er trug mir sogleich auf, dem Koch des Hauses zu bestellen, dass er mit den angebotenen Speisen keinesfalls zufrieden sein könne. Ich entgegnete ihm, dass er auch gerne in ein nahes Restaurant gehen könne, um dort zu speisen, denn immerhin koche dort ein Sternekoch. Er sah mich mit einer Mischung aus purem, bitterbösem Ernst und einer Zurschaustellung seiner Gemeinheit an, dass mir das Mark gefror. „Wenn er sich schon hier hinlegen würde“, sagte er, „dann könne er auch verlangen, dass der Roomservice in einem anständigen Umfang geleistet würde!“ Innerlich kochte ich bereits ob der Unverfrorenheit dieses Menschen, aber ich hatte auch das untrügliche Gefühl, dass er niemals in seinem Leben, zumindest seitdem er die nötigen finanziellen Mittel hatte, mit Menschen anders umgesprungen ist, die nicht eine Stellung auf seiner Augenhöhe beziehen konnten. Daher nahm ich auch gleich den ersten kleinen Auftrag als Gelegenheit zur Flucht und lief zur Leiterin des Hospizes. Als ich dort ankam, blickte ich in das grinsende Gesicht der Sekretärin und wusste sogleich, dass scheinbar alle diesen Mann bereits kannten und hofften, ihn schnellstmöglich loszuwerden. Ich wurde sofort vorgelassen und stürmte in den Raum. Ich wollte ein Feuerwerk abbrennen, um meine Verachtung für diesen Mann auszudrücken, doch die Leiterin kam mir zuvor: „Was für ein Ekel, nicht wahr?“ – „Sie kennen diesen Mann?“ – „Wir haben mehrmals mit ihm telefoniert, oder besser gesagt, mit seinem Anwalt, der dies alles arrangiert hat.“ – „Haben Sie das Zimmer gesehen? Das ist kein Zimmer, in dem ein Mensch würdevoll stirbt, sondern wo ein spätpubertierender Mann mit einer Zigarre im Mundwinkel die letzten Tage genießt, als gäbe es einen feierlichen Anlass für diesen Urlaubstrip.“ – „Hören Sie, ich weiß, wie sehr es jeden von uns ärgern würde, einen solchen Patienten eine Woche lang betreuen zu müssen, aber auch er ist nun mal ein Teil der Menschheit. Sie werden diese Art von Mensch nicht oft betreuen müssen, und vielleicht ist es auch das erste und letzte Mal, aber ich sage Ihnen, dass es zu Ihrer Arbeit gehört, alles für das Wohl des Mannes zu tun, der den Wunsch geäußert hat, bei uns seine letzten Tage zu verbringen.“ – „Ich kann nicht“, stolperte es mir über die Zunge. – „Gut, Sie wollen es scheinbar nicht anders! Bisher hatte ich gedacht, dass es vielleicht im Guten zu regeln ist, aber ich muss Ihnen androhen, Sie zu beurlauben und damit abzumahnern, wenn Sie sich nicht sicher sind, diese Aufgabe zu meistern! Niemand verlangt von Ihnen, dass Sie diesen Menschen mögen, und insbesondere bin ich keine Leiterin, die von Ihnen verlangt, dass Sie am Ende der Woche stolz auf Ihre Leistung sein werden, aber ein Mindestmaß an Selbstbeherrschung müssen auch Sie in Ihrem beruflichen Leben aufbringen. Also reißen Sie sich zusammen und leisten Sie Ihr Bestes, denn das wird ausreichen, um sich dieses Ekelpakets vom Leibe zu halten. Ertragen Sie diesen Mann mit Fassung, vielleicht entwickelt sich schnell eine Beziehung, die auf gegenseitigem Ignorieren aufbaut.“ – „Ich verstehe Sie“, sagte ich nach einer kurzen Bedenkzeit etwas kleinlaut, aber besann mich auf meine innere Stärke, die ich in

den letzten Wochen gesammelt hatte, „aber zum Hausboy werde ich mich nicht machen lassen. Können Sie veranlassen, dass er einen Botenjungen bekommt, der unabhängig von mir seine Wünsche erfüllt, sodass ich mich auf seine Begleitung konzentrieren kann?“ – „Ich habe diesen Diener mit dem Grund abgelehnt, dass ich keinen Menschen hier haben möchte, der durch das Haus streift und alles ändern will, was so gut funktioniert, aber wahrscheinlich haben Sie recht. Ich werde den Anwalt Ihres Patienten anrufen und mit ihm vertraglich bestimmen, was der Diener darf und was nicht. Wenn wir nach den gleichen unmenschlich kalten Spielregeln spielen wie die Gegenseite, kann uns nichts vorgeworfen werden.“ – „Ich danke Ihnen“, sagte ich nur und verließ das Zimmer der Leiterin wie ein heimlicher Sieger. Ich war nicht nur die Hausboystellung los, sondern hatte indirekt erkennen können, dass mein Stand in diesem Hospiz kein schlechter war, auch wenn mir mit Abmahnung gedroht wurde. Nein, ich war ein Teil des Pflegepersonals und auch als solcher anerkannt, was ein wahrhaft gutes Gefühl war.

XIX

Ich ging nicht gleich zu meinem Patienten zurück, denn ich wollte nicht so wirken, als ob er eine Verfügungsgewalt über mich hätte, und als ich zurückkehrte und ihm antwortete, dass ich Wichtiges zu tun gehabt hätte, herrschte für die nächsten Tage Funkstille zwischen uns beiden. Er bekam seinen Diener und ich meine Ruhe, wir arrangierten uns, indem ich seine Hospizangelegenheiten regelte und er mich nur ansprach, wenn es etwas im Ablauf des Tages gab, was er nicht verstand. Tagelang lebten wir in dieser Form, und als ich am siebten Tag morgens ins Hospiz kam, ohne dort übernachtet zu haben, hatte ich kaum noch Hoffnung, dass dieser Patient in irgendeiner Form nach der anfänglichen Aufregung nochmal interessant werden würde. Trotz alledem hatte ich die ganze Woche über das Gefühl, dass hinter der Maske ein Mensch versteckt sein musste, dessen Schutz eine Abwehrhaltung verursacht hatte, die nicht mehr durchbrechbar schien, zumindest nicht von außen. Ich wollte den so häufig zitierten Dienst nach Vorschrift machen, denn wie eine sinnlose Aneinanderreihung von Befehlen ohne hintergründiges, erkennbares Ziel wirkte die Woche mit diesem Mann auf mich, der äußerlich wie ein Fels tagtäglich seine Gewohnheiten abänderte, ohne sich jedoch wahrhaft auf das Kommende einzurichten. Ich wunderte mich zwar, aber da ich keine emotionale Bindung zu ihm hergestellt hatte, konnte es mir gleichgültig sein, was der Mann tat oder auch nicht. Doch an den vielen Gedanken, die ich mir zu diesem komischen Menschen machte, erkannte ich meine unerwartete Affinität zu dieser Person. Ich hatte in dieser Woche unbemerkt ein Bedürfnis entwickelt, keinesfalls ein eroberndes, sondern vielmehr ein unterschwelliges, eines, das an einem nagt, wie der Sand in der Wüste an den wundervollen Bauten der Antike. Nach außen hin zeigte ich die volle Distanz, dabei achtete ich

aber auf jede kleine Regung, die von dem Mann ausging. Ich beobachtete, wie er seine Umwelt veränderte und sie sich mit ihm veränderte, wie er mit seinem Diener umsprang, denn es gab bisweilen mehrere Spielarten in seiner Stimmlage, die ausdrückten, wie sehr er etwas verlangte. Davon abgesehen, dass ein Nein nur dann gegolten hätte, wenn die Hospizleitung ein Veto eingelegt hätte, wusste er offenbar genau, was sich in dieser kurzen Zeit realisieren ließ und was nicht. So ließ er sich jede Mahlzeit vom Sternekoch aus dem nahen Restaurant bringen, einmal kam sogar der Chef des Hauses persönlich vorbei. Dieses ganze Schauspiel, das dieser Mann um seinen Tod inszenierte, grenzte ans Absurde und war allerhöchstens dafür gut, dass er nicht an sein Ende denken musste, doch abends, kurz bevor er einschlief und ich ihn fragte, ob er etwas für die Nacht wünsche, da erschien es mir, als ob all dieses Brimborium nichts gegen die Einsamkeit in seinem Herzen geholfen hatte. Zu Beginn seiner Zeit bei uns dachte ich noch, er würde absichtlich niemanden sehen wollen, damit sie ihn nicht an sein Leid erinnerten, aber am Ende der Woche wurde mir bewusst, dass dieser sterbende Mann nichts weiter hatte als sich und die Macht, die von seinem Reichtum ausging. Niemand kam persönlich vorbei, um sich von ihm zu verabschieden, allenfalls trafen Blumen und Karten von Geschäftspartnern ein, und Geld hat nun mal keine Sprache, die über ein bevorstehendes Schicksal hinwegtrösten kann. Nein, Geld hat nur die Angewohnheit, die Seele zu beruhigen, aber keinesfalls in Sturmzeiten das Steuer unseres Gefühlschiffs zu übernehmen. Nein, Geld ist allenfalls der Lotse, der uns in einen ruhigen Hafen bringen kann, und ich wusste, dass das Schiff dieses Mannes auf hoher See war, weit ab von jedem Land, und drohte, im nächsten gewaltigen Sturm an den gefährlich aus dem Wasser ragenden Klippen unterzugehen. Nein, dieser Mann war sicher nicht derjenige, der einen Sturm seiner Gefühle überleben würde, und aus diesem Grund empfand ich Mitleid für ihn.

XX

An diesem letzten Abend seines Lebens ordnete ich seine Angelegenheiten mit dem Hospiz wie jeden Abend mit der nötigen Selbstsicherheit und Distanz, doch er verhielt sich anders als sonst. Er schien ein anderer Mensch zu sein, denn er achtete darauf, was und wie ich etwas tat, und als er den Diener aus dem Raum schickte, wusste ich, dass sich eine Veränderung vollzogen hatte, doch ich konnte keinesfalls ahnen, wie weit ihn diese Veränderung ergriffen hatte. Ich hielt in meiner Tätigkeit inne und blickte direkt in seine Augen; er entzog sich meinem Blick, und ich erkannte einen leichten Anflug von Scham in seinen Augen, eine Regung, die ich ihm in seiner Geisteshaltung nicht mehr zugetraut hätte. Ich erhob meinen Oberkörper und stellte mich gerade vor ihn. „Wissen Sie“, begann ich, „es ist nichts Ungewöhnliches, wenn Menschen, die kurz vor ihrem Tod stehen und wissen, dass sie ihn nicht mehr aufschieben können, eine veränderte

Wahrnehmung ihrer Umwelt haben. Manche warten apathisch, während andere versuchen, jede Sekunde festzuhalten und sich notfalls an den Zeiger einer Uhr hängen würden, um sie am Fortschreiten zu hindern.“ Ich wartete auf seine Reaktion und sah den inneren Kampf, den er mit sich focht, ob er seinen Gefühlen freien Lauf lassen oder sich, wie bisher, mit aller Macht gegen sie stemmen sollte. Plötzlich und ohne ein vorheriges Anzeichen machte er eine Bewegung mit dem Arm, die mich bat, näherzutreten. Ohne ein Wort zu sagen oder mich erneut anzublicken, deutete er an, dass es sein Wunsch sei, dass ich mich hinsetze. Ich folgte dem Wunsch, denn meine Selbstsicherheit hatte mir die Macht über diesen Mann gegeben, ich wusste, dass er mich nicht in seinen Bann ziehen konnte. Als ich mich hinsetzte und auf seine Eröffnung wartete, wurde mir bewusst, dass dieser Mann vielleicht nichts anderes als Gesellschaft wollte, schweigend, aber in der Nähe, sodass er in seinen letzten Stunden das Gefühl erhielt, dass alles in seinem Leben in Ordnung war. Doch ich täuschte mich ein weiteres Mal, denn unvermittelt richtete er das Wort an mich, mit einer belegten Stimme, die mich leicht frösteln ließ. War ich doch nicht gegen diesen Mann gefeit, war da etwas in mir, das mich an ihn band? In den sechs vorherigen Tagen hatte ich geglaubt, mich auf einen Hügel gearbeitet zu haben, von dem ich in aller Ruhe über meine Umgebung blicken könne, aber jetzt wurde mir klar, dass ich einen Schritt nach oben mit zweien wieder hinab getan hatte. – „Ich habe mein Leben wahrlich genießen können“, kratzte seine dünne Stimme am Kehlkopf, „aber ich habe Schreckliches dafür machen müssen, Dinge, auf die ich nicht stolz sein kann, auch nicht im Hinblick auf die darauffolgenden Großtaten. Ich... es fällt mir schwer, darüber zu berichten. Mein Therapeut hat gesagt, dass man sein Gewissen an einem bestimmten Punkt im Leben von seiner Last befreien muss, indem man sich einem anderen Menschen, am besten einem unbeteiligten, mitteilt. Einem Arzt oder einem Beichtvater, aber ich habe es nie übers Herz gebracht, einem anderen Menschen als mir selbst zu vertrauen.“ – „Doch sie vertrauen auch mir nicht, warum wollen sie mir ihre Geschichte erzählen?“ – „Ehrlich? Ich weiß nicht, warum. Vielleicht können Sie es mir sagen, immerhin arbeiten Sie mit den verschiedensten Menschen in immer der gleichen Situation zusammen. Mitunter erkennen Sie eine Verbindung zu den anderen und können mir auf diese Weise Ihre Frage beantworten.“ – „Wenn ich meine Frage selbst beantworten kann, warum sollte ich sie dann an Sie richten? Was ergäbe das für einen Sinn? Dann wären es nur verschwendete Worte in einer Zeit, von der Ihnen nicht mehr viel übrigbleibt.“ – „Sie glauben, ich sei ein schlechter Mensch.“ – „Nein, ich glaube sogar, dass Sie der schlechteste sind, den ich je kennenlernen musste. Wenn Sie sich erhoffen, von mir so etwas wie eine Absolution zu erhalten, dann sind Sie falsch bei mir.“ – „Ich weiß nicht, was ich von Ihnen will, aber es ist keine Absolution. Habe ich denn nicht, selbst wenn ich der schlechteste Mensch dieses Planeten wäre, dennoch als Mensch das Recht, dass mir in den Stunden vor meinem Tode ein anderer zuhört?“ – „Rechte muss man sich im Leben erarbeiten und bekommt sie nicht dadurch geschenkt, dass man

mit Geld um sich schmeißt. Ich habe Sie beobachtet, wie Sie mit anderen Menschen umgehen. Nein, Sie haben das Recht seit langem verwirkt, dass Ihnen ein Mensch seine Aufmerksamkeit schenkt.“ – „Warum sind Sie dann noch hier, wenn ich es nicht verdiene?“ – „Ich habe Mitleid mit Ihnen, ein Gefühl, das Sie sicherlich in dem Moment verloren haben, als die erste runde Summe auf ihrem Bankkonto gutgeschrieben wurde.“ – „Ich weiß, was Mitleid ist.“ – „Das will ich auch nicht bezweifeln, doch glaube ich nicht, dass Sie wissen, welch unendlicher Schmerz dieses Gefühl verursachen kann, wenn man ihm zu viel Platz einräumt.“ – „Sie haben recht, ich habe seit Jahren kein Mitgefühl für andere Menschen gehabt, jedoch nicht aus den Gründen, die Sie für sich erschlossen haben.“ – „Sondern?“ – „Weil ich das Vertrauen zu anderen Menschen verloren habe! Durch meine eigene Handlungsweise.“ – „Sie haben das Vertrauen zu anderen Menschen verloren, weil Sie glaubten, dass Sie so sein könnten wie sie?“ – „Ja.“ – „Mein Mitleid haben Sie, auch wenn ich aus Ihrer Sicht Ihnen kein Vertrauen schenken kann. Was wollten Sie mir sagen?“ – „Jetzt haben Sie mich verunsichert. Das geschieht mir äußerst selten.“ – „Dass Sie sich nicht entscheiden können? Das glaube ich Ihnen, da jede Entscheidung von Ihnen widerspruchslos in die Tat umgesetzt wird, ohne vorher darüber zu diskutieren, ob es eine gute oder widersinnige Entscheidung ist. Sie glauben gar nicht, wie sehr es den menschlichen Geist einschränken kann, wenn man keine Widerrede bekommt. Das Einzige, das geschieht, ist, dass man sich selbst und keinem anderen Menschen mehr traut, denn Sie haben ja doch immer Unrecht. Vielleicht liegt in diesem Punkt Ihr Nichtvertrauen, vielleicht ist es nicht Ihre Distanz zu anderen Menschen, sondern die Gewohnheit, der Herr Ihrer eigenen Gedanken und auch Handlungen zu sein. Das ist der Unterschied zu den gewöhnlichen Menschen, bei denen zwar die Gedanken zumeist einem selbst gehören, aber die Handlungen von derart vielen Faktoren beeinflusst werden, dass man nicht das Schiff, sondern nur der Kapitän des Kahns ist, wobei es aber auch durchaus möglich ist, als Schiffsjunge über Bord zu gehen. Sie haben dieses Wechselbad der Gefühle bereits seit mehreren Jahren gewiss nicht mehr erlebt.“ – „Nein, das habe ich nicht, doch ich fürchte mich davor.“ – „Im ersten Moment ist man sicherlich davon überrascht, doch gerade an diesen Schwankungen kann der Mensch wachsen und seine Umwelt mit ihm. Die Niederschläge sind es, die uns wissen lassen, dass wir keine Maschinen, sondern Wesen mit einer Seele sind.“ – „Es ist für mich erschreckend, dass Sie mich nach den sieben Tagen besser zu kennen scheinen, als ich mich selbst kenne.“ – „Nein, ich kenne Sie nicht besser als Sie sich selbst, Sie haben nur verdrängt, wer Sie wirklich sind, und jetzt, in dem Moment kurz vor Ihrem Dahinscheiden, bricht das wahre Wesen von Ihnen durch die harte Maske aus Gefühlskälte und erschüttert Ihr Leben. Aber dies trifft Sie nur so hart, weil Sie stets in Ihrem Leben hofften, dass dieser Moment niemals käme.“ – „Sie haben wiederum recht. Sehen Sie, wie meine Hand zittert?“ – „Eine normale Reaktion! Vielleicht ist es eine Wohltat für Ihre Seele, dass Sie nun erkennen, dass Sie gewöhnlicher sind, als Sie bisher dachten. Vielleicht

hilft es Ihnen, über Ihre Fehler hinwegzusehen und die letzten Stunden zu genießen, als Mensch.“ – „Helfen Sie mir, wieder zu einem Menschen zu werden? Indem Sie sich meine Geschichte anhören, damit mein Gewissen erleichtert den Weg ins Jenseits antreten kann?“ – „Dafür leben Menschen in einer Gemeinschaft, um sich gegenseitig in der Not beizustehen, auch wenn sie es wie Sie nicht verdient haben sollten. Ja, ich werde Ihnen zuhören, auch wenn Sie, wie eben erwähnt, von mir keine Absolution erwarten dürfen; erzählen Sie mir ihre Geschichte, doch ohne sie in irgendeiner Weise abzuändern, denn Ihr Gewissen wird es bemerken und Sie dafür strafen.“

XXI

„Ich“, begann der Mann, dessen scheinhafte Stärke vor mir augenblicklich zusammengefallen schien, „ich habe ein riesiges Unternehmen auf Lügen und Betrug aufgebaut. Im Grunde habe ich seit mehreren Jahren nichts Falsches mehr getan, aber zum Start meiner Unternehmung fehlten mir die Geldmittel, die ich mir zu besorgen wusste. Dafür musste mein Mitpartner meines ersten kleinen Betriebs mit seinem Leben büßen. Es ist mir gleich, welche Auswirkungen dieses Gespräch zwischen uns beiden haben sollte, denn morgen ist mein Leben zu Ende, und ich werde nicht mehr vor Gericht gestellt werden können für das, was ich einst getan habe.“ – „Sie haben ihren Partner umgebracht?“ – „Ja.“ – „Warum?“ – „Um an das Geld zu kommen, das er in unserer Firma gebunden hatte, und zugleich musste ich verhindern, dass er meine Betrügereien aufdeckte, die er aus den dubiosen Wirren meiner Akte glaubte herauslesen zu können.“ – „Er glaubte es nicht nur, er hat sie gefunden, oder?“ – „Er rief mich eines Nachmittags an, und ich wunderte mich über seinen persönlichen Anruf, denn zwischen uns herrschte bereits seit mehreren Monaten Funkstille. Er wollte, nein, er befahl mir in einem unabdingbaren Tonfall, dass ich nach der Arbeit zu ihm kommen solle, zu ihm, in seine Villa am Stadtrand. Ich fuhr hin und erlebte mein blaues Wunder, als er selbst die Tür öffnete und mich in einem strengen Ton bat, einzutreten. In diesem Moment erkannte ich, wohin der Hase laufen würde, und machte mich auf sein Donnerwetter gefasst, doch es wurde noch viel schlimmer. Beinahe hätte er Dinge, die auf seinem Esstisch lagen, aus Wut nach mir geschmissen, doch er konnte sich im letzten Moment noch bändigen. Überall verstreut lagen die Akten, aus denen hervorging, dass ich Geld im großen Maße veruntreut hatte, auf Konten im Ausland, wo es nicht so schnell gefunden werden konnte. Langsam regte er sich ab und fragte mich nach dem Warum, aber ich schwieg provokanterweise auf diese Frage, was ihn erneut zur Weißglut trieb. Da er sah, dass ich kein Einlenken oder Geständnis hervorbringen würde, erhob er seine Stimme und kündigte mir an, dass er noch am gleichen Tag zur Polizei gehen würde, um meine Machenschaften aufzudecken. Innerlich hatte ich mich auf diesen Moment vorbereitet und das Zimmer nach möglichen Waffen, aber auch nach Zeugen abgesucht. Ich konnte beides nicht

entdecken, entschloss mich, ihn mit meinen Händen anzugreifen, obwohl er sportlicher und sehniger wirkte als ich, der stets dem exzellenten Genuss zugeneigt war. Von meinem spontanen Angriff überrascht, eroberte ich in dem Kampf die bessere Position, und der Zufall half mir, dass er über eine Falte in seinem teuren Perserteppich stolperte und mit dem Kopf an der Kante seines marmornen Esstischs anstieß. Er sackte zu Boden, als wäre das Leben schlagartig aus ihm gewichen, und tatsächlich, als ich seinen Puls fühlen wollte, suchte ich vergebens. Ich horchte, ob irgendwer diesen Unfall gesehen oder gehört hatte, und nach einer guten Minute machte ich mich in aller Seelenruhe daran, die Akten einzusammeln und das Ganze wie einen Unfall aussehen zu lassen. Dass diese Tat ohne Schuldzuweisung an meine Person über die Bühne gehen würde, war meine Hoffnung, und heutzutage, mit den Mitteln der modernen Ermittlungstechnik, hätten sie mich aller Voraussicht nach verhaftet und ins Gefängnis geschmissen, aber ich hatte das unverdiente Glück eines Betrügers, der aus dieser sehr bedrohlichen Klemme ohne Schaden herausfand. Natürlich fehlten die Unterlagen und mein Alibi war zwar sehr wackelig, aber insgesamt schienen der Polizei die Beweise nicht aussagekräftig genug zu sein, und die Suche nach einem Mörder verlief im Sande. Ich hatte gewonnen, nicht nur das Geld und die Macht der Firma, sondern auch meine Freiheit. Ab diesem Zeitpunkt veränderte sich mein Leben rapide. Ich verkaufte die Anteile an meiner Firma und erhielt einen hohen Preis, da die Entwicklung in dieser Wirtschaftssparte gut aussah, nahm dieses und das Geld von den Konten und gründete ein neues Unternehmen, das sich zum Ziel gesetzt hatte, börsennotierte, aber konkursbedrohte Firmen aufzukaufen, um sie mit größtmöglichem Gewinn zu zerschlagen. Ich war sehr gut in diesen Geschäften, kaufte und verkaufte, handelte und gewann.“ – „Sie sind demnach ein sogenannter Finanzhai, der immer dann auftritt, wenn es etwas zu erben gibt?“ – „Was ist daran falsch, sich mit dem geringstmöglichen Risiko die maximalen Gewinne einzustreichen? So ist die Wirtschaft, hart und unnachgiebig!“ – „Wenn Sie die Firmen zerschlugen und veräußerten, was geschah dann mit den Mitarbeitern? Blieben die Arbeitsplätze erhalten?“ – „Die meisten gehen bei einer solchen Aktion verloren, aber einige bleiben erhalten.“ – „Sie haben zwar Ihr ganzes Leben kein Mitgefühl gezeigt, aber haben Sie nicht heute wenigstens ein bisschen Mitleid mit denjenigen, denen Sie die Arbeitsstelle wegnahmen?“ – „Das habe ich nicht zu verantworten!“ – „Sie sagten soeben, dass Sie die Firmen zerschlugen, dass die Mitarbeiter größtenteils gehen mussten, damit Sie Profit machen konnten, oder nicht?“ – „Ja, das sagte ich, aber was kann ich dafür, wenn die ehemaligen Chefs die Firmen in diese Lage gebracht haben? Ich habe die Firmen nicht heruntergewirtschaftet! Ich habe den maroden Betrieben mit der Zerteilung nur eine neue Perspektive gegeben und immerhin: Einige behielten ihre Arbeit, die sie bei einem vergeblichen Konkursverfahren verloren hätten.“ – „Sie behaupten, dass Sie Arbeitsplätze gerettet anstatt sie vernichtet zu haben?“ – „Ja, das ist die Realität, so hart sie klingt.“ – „Haben Sie jemals versucht, mit Ihren Mitteln eine marode Firma

von Grund auf neu zu strukturieren, sie zu sanieren, ohne dass gleich die Mehrzahl der Arbeiter ihre Lebensgrundlage verloren?“ – „Warum sollte ich auf diese Weise handeln? Das Risiko ist bedeutend höher, und die möglichen Margen sind unwahrscheinlicher, und wenn sie zustande kommen, geringer. Ich habe stets unter dem Aspekt der Wirtschaftlichkeit entschieden, dem Prinzip, nach dem eine freie Marktwirtschaft nun mal entscheidet.“ – „Dann liegt vielleicht im Grundkonzept der freien Marktwirtschaft ein Konstruktionsfehler, der sich eklatant gegen die Menschen ausrichtet, jene Menschen, die eigentlich die Grundlage des Systems bilden sollten!“ – „Ich habe mein Leben lang nach den Regeln gespielt, die einheitlich akzeptiert wurden. Mein einziges Vergehen war der Tod meines Partners, den ich zwar geplant, aber wahrscheinlich nicht gewollt habe. Ich...“ – „Sie brauchen nicht weiter zu sprechen, ich will Ihnen nicht mehr zuhören! Ihre Scheinheiligkeit mag zwar in der freien Marktwirtschaft zu den Grundtugenden gehören, aber hier, wo das Menschliche im Angesicht des nahenden Todes zu Tage treten sollte, da alle Menschen, ob reich oder arm, im Tode gleich sind, in diesem einen Moment sollte es egal sein, nach welchen Regeln die Welt spielt, denn Sie sind hier in einer andersartigen, in einer humanen Welt. Hätten Sie nicht Ihr Geld, um Ihren Tod in eine Veranstaltung ersten Grades umzuwandeln, spräche ich Ihnen das Recht ab, an diesem ehrenvollen Ort derart abfällig über die menschliche Würde zu sprechen, wie Sie es eben getan haben. Genießen Sie die letzten Stunden, dann ist die Welt endlich von Ihrem arroganten und abscheulichen Wesen befreit. Gott sei's gedankt!“ Ohne ein weiteres Wort drehte ich mich um und verließ das Zimmer mit dem Vorsatz, dass – was auch immer dieser Mann zu der Leiterin des Hospizes sagen würde – ich vor ihr ob meiner Entscheidung nicht wanken würde.

XXII

Doch entgegen aller Gedanken, die ich mir bezüglich jenes gestrigen Abends machte, geschah am nächsten Morgen nichts, außer dass ich meinen Dienst antrat, um ein letztes Mal durch das mittlerweile leergeräumte Zimmer zu gehen und die Gedanken sammelte, um einen Bericht zu schreiben, den der behandelnde Arzt nach einer sorgfältigen Prüfung den Akten beilegte. Ich kämpfte innerlich mit mir und kam zu der Überzeugung, dass dieser Mann wahrscheinlich auch dem Arzt seine Schauspielkunst vorgeführt hatte und es daher keinen Sinn machte, den letzten Abend vor dem Tod des Mannes zu erwähnen. Was könnte dieser Vorfall bringen? Dem toten Mann wäre mein Geständnis keine Hilfe, denn sein Ruf könnte eine andere Farbschattierung erhalten, während ich mein Verhalten erklären müsste. ‚Nein‘, sagte ich zu mir, ‚das Kapitel hast du gestern Abend geschlossen, und es sollte geschlossen bleiben, zum Wohle beider Seiten.‘ Ich schrieb meinen Bericht, der sehr distanziert und trocken formuliert war, dass der Arzt kurzzeitig

beim Lesen meine desinteressierte Miene musterte und mich fragte, ob in diesem Bericht auch wirklich alles stünde. Das hatte er mich noch nie gefragt und ich spürte, wie meine Handflächen zu schwitzen begannen. „Nein“, sagte ich, „in diesem Bericht fehlt nichts, aber ich muss zugeben, dass ich zu diesem Mann keinerlei Beziehung aufbauen konnte, nicht mal eine aus der Sicht eines Pflegers.“ Zum Glück meinte der Arzt daraufhin, dass auch er dem Felsblock keine Hacke in das Gestein treiben konnte, so glatt waren das Antlitz und das Wesen jenes Mannes. Innerlich dachte ich nur, dass es für alle Menschen, mit denen er zu tun gehabt hatte, ein reines Glück sein konnte, dass dieser Mann nicht mehr unter uns weilte. Als ich das Zimmer des Arztes verließ, überkam mich ein seltsamer Gedanke: ‚In meinem gesamten Leben habe ich bisher zwei Menschen gehasst, nicht abgrundtief, aber immerhin so stark, dass ich ihnen aus dem Weg ging, wo es nur ging, doch diesen Menschen hatte ich niemals den Tod gewünscht, aber diesem Mann, der mich oberflächlich nicht berührt hatte, hatte ich ihn ausdrücklich gewünscht. Welche Beziehung hatte ich zu ihm aufgebaut, dass in mir derartige Wünsche wach wurden?‘ Je länger ich diese Frage an jenem Tage unbeantwortet ließ, desto aufgebracht wurde ich, sodass ich mich abends gegen meine Art entschloss, ein örtliches Lokal aufzusuchen, um mich von dem Geschehen abzulenken. An diesem Abend verhielt ich mich anders als bei sonstigen Ausgängen in die Stadt, denn zum ersten Mal interessierte ich mich ausschließlich für mich und nicht für die anderen um mich herum, und just an diesem Abend geschah es. Ohne Vorwarnung schlug das Schicksal zu und ließ mich, in Gedanken versunken, um eine Gebäudeecke in eine Querstraße einbiegen, als zur gleichen Zeit eine junge Frau auf dem Weg von ihrer Arbeit nach Hause die genau entgegengesetzte Richtung nahm. Wir rasselten zusammen, und sie verlor ihre Handtasche, die sich im Fallen öffnete und ihre Geheimnisse preisgab. Verdattert stand ich im ersten Moment wie ein Fels vor ihr, auch nur eines einzigen Wortes unfähig. Als ich endlich aus meiner Trance erwachte, hatte sie bereits die Hälfte ihrer verlorenen Sachen eingeräumt, und ich sah meine Felle davonschwimmen. Ohne Vorwarnung purzelten die Worte aus meinem Mund und ich sagte, dass es mir leidtäte, und bückte mich, sodass wir zu allem Überfluss mit den Köpfen gegeneinanderstießen. Ich gab in diesem Moment ein Bild der größtmöglichen Traurigkeit ab, nicht als Mann, sondern als denkendes Wesen insgesamt. Wäre sie vor einiger Zeit nicht meine Frau geworden, dann würde ich diese Begegnung unter den Tisch fallen lassen, da sie nichts anderes als peinlich ist. Selbst in der Rückbetrachtung kann ich kaum darüber lachen. Erneut entschuldigte ich mich, doch sie schien nicht ernsthaft verletzt zu sein, denn sie lächelte mich an und fragte mich, ob ich immer ein solcher Tollpatsch wäre. Ich verneinte und hoffte, so ihr Wohlwollen zurückzugewinnen, und um dies zu verstärken, fügte ich hinzu, dass ich mit den Gedanken bei einem Problem feststecken würde und es scheinbar keine Lösung gäbe. Sie wollte wissen, ob es ein mathematisches Problem wäre oder etwas anderes. Und in diesem Moment, dem einzigen an diesem Abend, an dem ich mein loses Mundwerk für

etwas Gutes gebrauchen konnte, fragte ich sie ohne Vorwarnung, ob sie denn diejenige wäre, die mir bei einem mathematischen Problem helfen könne. Sie antwortete, mich nun mit kecken Augen musternd, dass sie in Mathematik schlecht wäre, dafür aber bei den anderen Problemen mit Rat und Tat zur Seite stehen könne, und obwohl ich seit dem Fortgang meiner Jugendfreundin nie mit einer Frau mehr als freundschaftlich kommuniziert hatte, fragte ich sie in jenem Moment, scheinbar wie von Sinnen, ob sie mir helfen wolle, mein Problem zu lösen. Ein leichtes Lächeln kräuselte sich um ihren Mund, und ich sah an ihren zugeneigten und strahlenden Augen, dass ich sie erobert hatte, wenn auch nur für den Moment. Doch sie wollte noch ein wenig spielen und fragte mich, an welchem Ort sie mir bei der Problembewältigung helfen solle, und mir fiel glücklicherweise ein gutes Restaurant ein, in das ich sie für den Abend einlud. Sie lächelte bei dem Vorschlag und sagte nur, dass sie jetzt nach Hause gehen würde, um sich die Arbeit von den Schultern zu duschen. Sie sei um acht Uhr in dem Restaurant, und ich entgegnete ihr, dass mich diese Zusage äußerst freuen würde. Wir gingen auseinander, sie um die Gebäudeecke nach Hause, und es schien mein Glück, dass diese Ecke meine Untätigkeit und Verwurzeltheit verbarg. Minutenlang konnte ich meine Geistesgegenwart nicht begreifen, die ich in Gegenwart einer Frau noch nie herausgelassen hatte, und wunderte mich zugleich, dass dieses Problem mit dem Patienten augenblicklich in weite Ferne gerückt war. ‚Meine Güte, in welcher ein bezauberndes Gesicht habe ich soeben blicken dürfen, und ja, wach auf, du darfst sie heute Abend zum Essen einladen. Welche Engel wohl auf meinen Schultern gegessen haben?‘ Manchmal, wenn ich in ruhigen Minuten auf jenen Abend zurückblicke, dann ist es mir, als wäre das Schicksal nicht nur für den Zusammenstoß, sondern auch für meine Worte verantwortlich, doch sie kamen aus meinem Mund und entsprangen meinen Gedanken. Selten zuvor habe ich eine Entscheidung in meinem Leben freudiger begrüßt als jene, die mein gesamtes Leben verändern sollte.

XXIII

Wir gingen zusammen essen, und ich war schon fünfzehn Minuten früher im Restaurant, in dem ich dem Besitzer mit undeutlicher und krampfhafter Sprache vermittelte, dass ich an jenem Abend eine Frau an meiner Seite haben würde, demnach einen Tisch zu zweit brauche. Als ich mich umblickte und sah, dass nur wenige Gäste anwesend waren, da es mitten in der Woche war, schien mir meine umständliche Mitteilung umso unsinniger, denn es gab weder Tische, die für eine einzelne Person eingedeckt waren, noch gab es einen Mangel an Zweiern. Doch der Besitzer machte sich entweder seine eigenen Gedanken und übersah meine Nervosität mit einem Wohlwollen oder verstand den Hintergrund meiner Frage nicht. Beides war mir recht, denn ich bekam die Speisekarten an den Tisch und wühlte, stets mit dem Blick auf die Türe, in den Gerichten

und Weinen, was man nehmen könnte und was nicht. Und dann erschien sie in der Türe – ich hatte sie bereits wenige Sekunden vorher durch die Scheibe nach draußen entdeckt –, als sie von der gegenüberliegenden Straßenseite im Schein der Laterne die Straße überschritt, in einen langen, schwarzen Mantel und einen roten Schal gehüllt, doch erst, als sie den Mantel und den Schal ablegte, um ein rotes Kleid hervorzuzaubern, das nicht nur die Schönheit ihres Aussehens unterstrich, sondern zudem eine eindeutige Aussage vermittelte, wusste ich, dass auch sie ein starkes Interesse an einem näheren Kennenlernen hatte. Wir begrüßten uns, und ich entpuppte mich als Gentleman der alten Schule, zwar ungeübt, aber unendlich bemüht, was mich scheinbar weiter für sie einnahm. Wir bestellten gemeinsam und sprachen über den Inhalt unseres Lebens. Das Hochgefühl in mir wuchs, insbesondere, als ich erkannte, dass sie nicht nur auf einen schönen Abend aus war, sondern auf der Suche nach der Liebe ihres Lebens. Das Schicksal hatte es perfekt für uns eingerichtet. Gleich nach den ersten Sätzen wurde mir bewusst, dass ich diese Frau nicht nur näher kennenlernen, sondern mein Herz neben ihrem schlagen hören wollte. An diesem Abend schien es nicht, als ob meine Schüchternheit mir die Liebe zu einer Frau unmöglich gemacht hätte, sondern dass ich meine gesamte Lieblichkeit in diesen einen Moment der Zweisamkeit legen konnte, und es wirkte. Es war der Beginn einer lebenslangen Liebe und jedes Mal, wenn ich am Grab meiner Großmutter stand, um ihr von ganzem Herzen zu danken, wusste ich stets, dass sie mit meiner Wahl nicht nur hochzufrieden, sondern über alles beglückt gewesen wäre.

XXIV

Sie war Hebamme, in Anbetracht der Tatsache, dass ich Pfleger in einem Sterbehospiz war, eine eindeutige Skurrilität. Denn während sie dem Leben auf die Welt half, begleitete ich das endende Leben in den Tod. Doch obwohl unsere Berufe entgegengesetzte Ausprägungen hatten, wussten wir beide von dem anderen, dass die Würde und der Respekt vor dem Leben, die in uns lagen, die eigentliche Verbindung unserer Herzen waren. Wir aßen zu Ende, nahmen einen letzten Kaffee und gingen eng umschlungen und in trauter Zweisamkeit zu ihr nach Hause. Stürmisch empfing sie mich hinter der sich schließenden Türe, sodass mir keine Zeit blieb, ihre Wohnung näher zu betrachten. Wir taumelten durch den Raum, und ich entzog mich ihren bebenden Lippen, um meine Fassung zurückzugewinnen, doch sie fragte mich nur, warum wir etwas nicht zulassen sollten, was perfekt zu sein schien. Ich antwortete ihr mit all meiner Zärtlichkeit, die ich im Sturm und Drang unserer Körper geben konnte. Wir verbrachten die Nacht zusammen, und als sie morgens um zwei in meinen Armen dem Schlaf entgendöste, fragte sie mich mit halbwacher Stimme, was denn nun mein Problem sei, bei dem sie mir helfen solle. Ich hatte jedoch nicht das Gefühl, dass dieses Gespräch zwischen uns in diesem Moment geführt werden musste, küsste sie

auf den Kopf und wir schliefen eng umschlungen ein. Früh in den Morgenstunden wurde sie von einem Anruf geweckt, dass eine ihrer Patientinnen unerwartet mit starken Wehen ins Krankenhaus eingeliefert worden sei. Sie sprang aus dem Bett, und ich erkannte, dass sie ihre Arbeit mit der gleichen Wertschätzung ausführte wie ich meine. Obwohl wir beide keineswegs ausgeruht waren, brachte ich sie zum Krankenhaus und verabschiedete mich von ihr, jedoch mit dem Versprechen, dass wir uns am gleichen Abend wiedersehen würden. Heute, im Rückblick auf diese Tage, muss ich feststellen, dass nichts wirklich real erschien. Wir verbrachten die Zeit, soweit es uns möglich war, zusammen, doch die Zeit schwimmt in einem Erinnerungssammelsurium, das mit dem Erwachen der gegenseitigen Liebe die ideale Beschreibung findet. Ecken wurden zu Rundungen und aufkommende Hindernisse mit Leichtigkeit aus dem Weg geräumt. Auch wenn wir uns in späterer Zeit nie wirklich heftig streiten mussten, waren diese Tage die einfachsten meines Lebens mit ihr. Wie leicht geht das Leben doch von der Hand, wenn man das frische Wehen der Liebe um die Nase spürt! Mein Glück war es zudem, dass die Patienten, die ich in jenen Wochen und Monaten betreute, keine allzu komplizierten Fälle waren, sondern ich vermochte sie mit dem nötigen Respekt würdevoll in ihren Tod zu begleiten. Indes war jedoch eine andere Tatsache von größerem Interesse. So sehr mich meine Arbeit als Person in jener Zeit unangetastet ließ, so sehr veränderte sich mein Denken durch unsere Liebe zu ihr. In der Zeit als Alleinlebender hatte ich den Drang zu kulturellen Veranstaltungen etwas verloren, den sie nun erneut in mir hervorrief. Mit dem Vorschlag, eine Kunstaussstellung zu besuchen, überraschte mich meine Freundin in der dritten Woche unserer Beziehung und zerrte ungewollt das lange als verloren geglaubte Interesse an der Kunst in mir wieder hervor. Zuerst war ich mir unsicher, doch als ich ihre bittenden Augen sah, wusste ich, dass ich sie auf jeden Fall begleiten würde. Wir besuchten eine Ausstellung über die alten Ägypter, keine hervorragende Sammlung, wie ich in späteren Jahren zu beurteilen wusste, aber dennoch faszinierte mich die unglaubliche Handwerkskunst eines Volkes, dessen kultureller Höhepunkt bereits vor mehreren Jahrtausenden gewesen war. Seltsamerweise fühlte ich im Innern einen Damm brechen, dessen überschwemmendes Ausmaß ich zu jenem Zeitpunkt noch nicht abschätzen konnte. In den Wochen, die nach dem Tod meiner Patienten stets folgten, hatte ich den ganzen Tag Zeit, mich durch das Wissen dieser Welt zu lesen. Ich begann mit den einfachsten Werken, doch allgemeine Handbücher und langweilige Standardkrimis konnten mich bald nicht mehr fesseln. Ich begann, tiefer in die Materie einzudringen, doch schnell wurde mir bewusst, dass ich viel zu sehr in die Breite las. Es begann ein Abwägen in mir, welche Lösung ich für dieses Problem anstrebte, und ich entschied mich zur Aufgabe einiger Bereiche und konzentrierte mich auf die antiken Autoren der Griechen und der Römer, sowie die Literatur, die in den Fachkreisen unter dem Kanon der Weltliteratur aufgelistet zu finden ist. Nunmehr war es mir gegeben, mit meinem forschenden Geist ein abgestecktes Gebiet derart zu bearbeiten, dass ich alsbald die

Früchte erkannte, indem ich mit meinen Patienten nicht nur über die einfachen menschlichen Gefühle sprach, sondern ihnen auch mit Erfahrungsberichten und literarischen Exempeln zur Seite stehen konnte. Wie sehr taucht man in die Welt der Wahrheit und zugleich der Fiktion ein, wenn man die Literatur dieser Welt in die Nähe seines Herzens rückt! Und diese Entwicklung konnte nur vonstattengehen, weil ich mich verliebt hatte, weil ich mein Herz und nicht meinen Geist an eine Frau abgetreten hatte, die mein Herz liebevoll aufnahm und mir ihres gab. Diese Affinität zur Literatur war es auch, die mich dazu brachte, selbst mit dem Schreiben zu beginnen, doch als ich das erste Werk beendet hatte und es mit den Werken, die ich stundenlang verschlingen konnte, verglich, stellte ich zwar ein gewisses Talent in meinem Text fest, wusste aber auch, dass es niemals zu jener Reife gelangen würde, die ich mir davon erhoffte. Also gab ich nach nur einem einzigen Text die Schreiberei auf und widmete mich dem, was ich besser vermochte: dem Lesen von Literatur und dem Zuhören meiner Patienten. Auch das Personal im Sterbehospiz bemerkte meine Entwicklung und begrüßte sie, obwohl mich manche davor warnten, dass man sich lieber langsam und dafür festigend verändern sollte, als sich radikal in verschiedene Richtungen zu stürzen, um sogleich wieder aufzugeben und zurückzurudern. Ich nahm ihren Rat an, doch es war eine andere Begebenheit, die mich im Voraus lehren sollte, was vor mir lag: die Begegnung mit einem Patienten, einem Mann in den besten Jahren seines Lebens.

XXV

Doch bevor ich diesen Patienten kennenlernen durfte, hatte ich einen inneren Kampf mit mir auszutragen, den meine Freundin in mir angefacht hatte. Dieser Mann, den ich vor einigen Monaten in den Tod begleitet hatte und der seinen Geschäftspartner heimtückisch umgebracht hatte, war mit einem pompösen und alle Ehren enthaltenden Begräbnis verabschiedet worden, obwohl sein Erfolg und sein Leben auf Lügen und Straftaten gebaut waren. Meine Freundin fragte mich, als ich eines Abends diesen Mann für einen unwichtigen Vergleich heranzog, welche Bewandnis diese Geschichte für mich hätte, und ich erzählte mehr von diesem Fall, als ich eigentlich durfte. Staunend blickte sie mich an, aber nicht wegen der Geschichte des Mannes, die er mir am letzten Abend seines Lebens offenbarte, sondern wegen meiner Untätigkeit. Im ersten Moment verstand ich nicht, was sie damit meinte, doch als sie mich fragte, ob ich nie ernsthaft den Gedanken gehabt habe, zur Polizei oder einer anderen Behörde zu gehen, um diese Strafsache aufzudecken und um dem toten Geschäftspartner die letzte Ehre zu erweisen. Ich verneinte und empfand es in diesem Augenblick nicht als Scham, sondern als Bestimmung meiner Schweigepflicht, die zwischen Patient und Pfleger mit dem ersten Wort entsteht. Meine Freundin und ich führten ein kurzes, aber sehr heftiges Gespräch über die moralischen Wertmaßstäbe, mit

denen ich Strafsachen zwar erfahre, aber nicht den zuständigen Behörden mitteilte, und sie entschied sich, mir eine kurze Pause in unserer Beziehung anzudrohen, sollte ich mir nicht klar darüber werden, welche ungeheuerlichen Entscheidungen ich für Menschen traf, die in der Welt nur auf eine Antwort ihrer drängenden Fragen warten. Auch wenn diese unmittelbare Drohung in meinem Herzen einen stechenden Schmerz auslöste, wusste ich dennoch, dass ich richtig entschieden hatte, obwohl ich mir Gedanken darüber zu machen begann, was mir die Schweigepflicht wert war. Wir sahen uns zwei Tage nicht, und sie wollte mich nicht eher wiedersehen, bis ich eine klare Wahl getroffen hatte. Die alles entscheidende Frage war, ob ich es den Menschen außerhalb des Hospizes erklären konnte, dass ich, obwohl ich den gesamten Sachverhalt aufklären konnte, trotzdem schwieg. Die Frage: Was wäre, wenn ich in dieser Situation wäre?, war eine andere, die mich auf den Weg brachte, dass es mir keinesfalls gleichgültig wäre, wenn die Schweigepflicht Menschen von der Wahrheit entbindet, insoweit diese Wahrheit das Leben und die Lebensumstände anderer Menschen immens beeinflusst. Immer mehr gewann ich die Einsicht, dass ich zur zuständigen Behörde gehen sollte, doch wollte ich mich vorher absichern. Ich ging zum behandelnden Arzt und sprach mit ihm allgemein über die Schweigepflicht, die bei Ärzten weitaus enger gefasst war als bei uns Pflägern. Nach seiner Aussage ist es stets ein schmaler Grat, auf dem man wandert, jedoch wenn dem Opfer der gestandenen Straftat kein weiteres Leid zugefügt werden kann und diese bereits sehr weit zurückliegt, sodass man davon ausgehen kann, dass viele der Wunden bei den Angehörigen verheilt und vernarbt sind, dann sollte man besser schweigen. An dieser Stelle lagen Unrecht und Recht so nahe beieinander, dass jeder Schritt nach rechts oder links zu einer vollkommen anderen Sichtweise führte. Ich ging daraufhin zur Hospizleitung, um mir in rechtlichen Belangen Aufschluss geben zu lassen, aber auch sie sagte mir nichts anderes als der Arzt. Zudem verspürte ich die schmerzende Abwesenheit meiner Freundin, und die Frage machte mich fast wahnsinnig, ob ich eine persönliche Niederlage für die Einhaltung der Schweigepflicht für einen Menschen, den ich nicht einmal ausstehen konnte, einstecken wollte. Ist die persönliche Zufriedenheit durch die Schweigepflicht einzuschränken? Nein, sie dient allein dem Schutz des menschlichen Lebens, aber nicht auf die Art und Weise, dass es eine Beziehung belastet oder gar das eigene Denken zerstört. Mit diesem Entschluss ging ich zu den Behörden und erzählte die gesamte Geschichte, die, da keine Eile mehr geboten schien, nicht zu meinen Ungunsten ausgelegt wurde, da mein innerer Kampf mit der Schweigepflicht akzeptiert wurde. Es war eine unabdingbare Erfahrung meines Lebens, dass mir dort, wo ich die Menschlichkeit und Hilfe am wenigsten erwartet hatte, entschlossen geholfen werden konnte. Zufrieden mit mir und dem sicheren Gefühl, die größtmögliche Pietät bei dieser Entscheidung walten gelassen zu haben, ging ich zu meiner Freundin, und sie empfing mich mit offenen Armen. Auf die Frage, die ich mit einer fragilen Stimmlage an sie richtete, ob sie mich verlassen hätte, wenn ich mich für die

Einhaltung des Schweigens entschieden hätte, antwortete sie verneinend, denn es wäre ihr nicht um die Eröffnung des Sachverhalts bei den Behörden gegangen, sondern darum, mir mein eigenes Selbstverständnis von Recht und Unrecht vor Augen zu führen, und das konnte sie nur, indem sie mich von sich selbst isolierte. Sie wusste um den Einfluss, den sie auf mich hatte, und wollte mich allein, als frei denkende Person, entscheiden lassen. Mit diesem inneren Kampf sah ich auf einmal, dass ich mich davor hüten musste, mich zu sehr in die Hände meiner Freundin zu geben, nicht, weil ich befürchten musste, dass sie sich jemals falsch entscheiden würde, sondern um mich nicht selbst als eigenständige Person aufzugeben, denn ihre Liebe gründete sich zum großen Teil darauf, dass wir untereinander ein beliebiges Thema auf derselben Ebene besprechen konnten, ohne den anderen ab- oder aufzuwerten. Dies ist einer der Gründe, so weiß ich heute, warum wir niemals ernsthaft und mit gezückten Messern gestritten haben, denn wir wussten, dass dies nicht die Art war, die uns beiden inne lag.

XXVI

Dieses Hochgefühl nahm ich mit ins Hospiz, als ich an jenem Morgen jenen Mann in den mittleren Jahren antraf und mich ob seiner intelligenten Augen fragte, welches Schicksal ihm scheinbar ungerechterweise widerfahren war. Ich begrüßte den Mann mit meiner neu erlernten Zurückhaltung, doch diese war unnötig, denn mein Gegenüber schwang sich vom Bett und reichte mir die Hand, als hätten wir uns zu einem Verkaufsgespräch oder zu einer offenen Diskussionsrunde getroffen. „Wie beginnen Sie im Allgemeinen eine solche Beziehung?“, fragte der Mann ohne Hemmungen. – „Ich“, begann ich überrumpelt, „nun ja, meistens erkläre ich den Menschen den Ablauf der folgenden sieben Tage, sozusagen ihren letzten Gang.“ – „Verzeihen Sie meine Art, aber ich habe in meinem Leben nichts anderes gemacht, als Fragen zu stellen, und noch im Kampf mit dem Tod ist es mir nicht vergönnt, die Menschen in meiner Umgebung in Ruhe zu lassen.“ – „Was haben Sie denn für einen Beruf ausgeübt, wenn ich fragen darf.“ – „Natürlich. Ich meine, natürlich dürfen Sie mich alles fragen, was Sie wollen, denn nur im Gespräch selbst erkennt man die wahren Umstände einer Lebenssituation, ob von sich selbst oder von den Menschen um einen herum. Nun zu Ihrer Frage: Ich war mehr als zwanzig Jahre Professor, Altphilologe, um genauer zu sein.“ – „Altphilologe? Sie haben demnach mit alten, nicht mehr lebenden Sprachen gekämpft?“ – „Gekämpft ist ein interessanter Ausdruck für das, was ich getan habe, aber ja, ich kämpfte mit toten Sprachen, wenn Sie es so wollen.“ – „Konnten Sie diese oftmals verworrenen Rätsel lösen?“ – „Sie haben eine merkwürdige Art zu fragen, muss ich feststellen. Ja, ich habe dazu beigetragen, mehrere Rätsel zu lösen, und war im Allgemeinen bei meinen Kollegen ein häufig angesprochener Ratgeber. Aber was bedeutet das alles im Angesicht des nahenden

Todes?“ Diese Direktheit in zwei aufeinander folgenden Sätzen war für mich schockierend. Einerseits erkannte er seine Leistung im Leben an, und zugleich stellte er sie in Frage, da er in sieben Tagen nicht mehr sein würde. ‚Welch ein widersprüchlicher Mensch, dieser Professor, dessen Rätsel mich in diesen wenigen Minuten zu interessieren begann.‘ An seinem darauffolgenden, luftraubenden Husten konnte ich bereits erahnen, dass es sich bei ihm um eine Art des Krebses handelte, der im Bereich der Lunge unaufhaltsam wucherte, denn äußerlich machte er einen recht kernigen Eindruck. ‚Hätten wir uns auf der Straße getroffen und er hätte mir eröffnet, dass er Professor sei, wäre mein erster Gedanke gewesen, dass seine hagere Erscheinung gewiss meinem geistigen Bild von einem Professor für alte Sprachen entsprach.‘ „Wissen Sie“, begann er, nachdem ich ihm ein Leinentuch zum Abwischen des Schleims gegeben hatte, „ich habe mein Leben lang nicht geraucht und auch nur selten mit Menschen längeren Kontakt gehabt, die rauchten, und ausgerechnet mich bestraft Gott mit einem hartnäckigen Lungenkrebs.“ – „Sie sind gläubig?“ – „Nicht auf traditionelle Art. Ich glaube an ein höheres Wesen, das dies alles geschaffen haben muss, das sozusagen die Fäden des Lebens so lange gezogen hat, bis es sicher sein konnte, dass das Leben von sich aus weiterentwickeln würde, doch ich habe seit Jahren keine Messe mehr besucht. Die kirchliche Doktrin, so interessant sie für mich in Bezug auf mein Lehrfach ist, langweilt und stößt mich in ihrer Auslegung ab.“ – „Ich verstehe Sie, denn ich denke ähnlich. Jedoch ist es ungewöhnlich, dass ein Patient mir in den ersten Minuten von seiner todbringenden Krankheit erzählt.“ – „Warum sollte ich sie verschweigen, immerhin kann ich das Husten ja auch nicht verstecken?“ – „Ich denke zuweilen, dass sich die meisten Patienten für ihre Krankheit und ihre Entscheidung schämen, denn sie glauben wahrscheinlich, dass man sie dadurch als Mensch weniger achten würde, aber wenn sie erkennen, dass wir keinesfalls so denken, öffnen sie sich und berichten von den Dingen, die ihnen wichtig erscheinen. Doch dies braucht im Allgemeinen seine Zeit.“ – „Was wäre das?“ – „Manche ordnen ihr Leben in den letzten Tagen und jene, die dies bereits vorher getan haben, erzählen von ihren Erinnerungen. Manche hingegen schweigen mehr, als dass sie reden, oder haben einfach nichts zu erzählen. Jeder Mensch ist in diesen sieben Tagen anders. Das ist es wahrscheinlich auch, was mich an dieser Arbeit dermaßen fasziniert.“ – „Es ist immer gut, wenn die Arbeit die Menschen dahinter faszinieren kann, denn was wären wir in der heutigen Zeit ohne das Gefühl, einer sinnvollen Arbeit nachzugehen? Ich habe Zeit meines Lebens meine Arbeit mehr als geliebt, habe ihr sogar mein gesamtes Leben geopfert. Ich...“ Seine Stimme brach ab und ich erkannte einen kurzen Augenblick die Melancholie in seinem Ausdruck, doch so schnell dieser kam, so schnell wischte ihn der Mann weg und war wieder derjenige, der er vorher war. „Entschuldigen Sie“, nahm er den Faden wieder auf, „vielleicht werde ich Ihnen ein wenig mehr aus meinem Leben erzählen, doch nicht heute. Dies ist mit Sicherheit kein freudiger Anlass, und ich habe nicht erhofft, hier mehr als einen würdigen Abschied zu bekommen. Daher erbitte

ich mir einen Tag Auszeit, ehe wir vielleicht morgen mit dem Gespräch fortfahren.“ – „Seien Sie gewiss, dass ich da sein werde, wenn Sie mir etwas erzählen möchten.“ – „Das ist gut zu hören. Vielen Dank.“ – „Gern geschehen.“ – „Später am Nachmittag werden mich einige Familienangehörige besuchen. Können wir es zu dieser Zeit arrangieren, dass ich mich aus dem Hospiz in den nahen Bergen verabschieden kann?“ – „Dies stellt kein Problem dar, Sie sind ein freier Mann, der das machen kann, was ihm beliebt. Nur die wenigen ärztlichen Untersuchungsgespräche müssen Sie wegen der rechtlichen Absicherung einhalten, doch auch dies wäre kein Beinbruch, wenn man da etwas schiebt. Soll ich das Abendessen bei uns für Sie absagen oder wollen Sie mehrere Gerichte bestellen?“ – „Sagen Sie es ab, ich habe gehört, dass es im Ort ein sehr gutes Restaurant geben soll.“ – „Ja, es ist wahrlich wundervoll dort, das sagen viele Patienten.“ – „Ich danke Ihnen für Ihre liebevolle und doch distanziert-professionelle Aufnahme hier in diesem Hospiz! Ich bin mir sicher, dass Sie trotz Ihres jugendlichen Alters der geeignete Mensch sind, mich in meinem Tod zu begleiten.“ Beim Verlassen des Zimmers wurde ich der Gänsehaut gewahr, die dieser Mensch bei mir verursacht hatte. Es waren nicht seine Worte, die allzu deutlich seinen Gefühlszustand auszudrücken vermochten, sondern es war die unterschwellige Melancholie, die mich zweifeln ließ, ob die Geschichte des aufopfernden Professors alles ist, was diesen Mann darstellt.

XXVII

Erst am fünften Abend eröffnete er mir das Geheimnis seines Lebens, denn bis zu diesem Zeitpunkt war es schier unmöglich, mehr als fünf Minuten mit ihm allein zu sein. Viele seiner Kollegen und Freunde aus aller Welt waren vorbeigekommen, um von ihm Abschied zu nehmen, und ich erkannte, dass die Welt des Geistes ein über den gesamten Planeten ausgebreitetes Netz war, eine ganze Familie im Großen darstellte und durchaus eine war, in der sich ein Mensch wohlfühlen konnte, selbst wenn er für sich der einsamste Mensch der Welt war. Die starke Verbundenheit mit anderen über das eigentliche Wesen des Fachs hinaus war ein Rettungsanker für viele, die in ihrem Leben auf so manches freiwillig verzichteten, um diesen Weg einschlagen zu können. Mit diesem Erkennen befand ich mich bereits auf der Spur, um das Rätsel meines Patienten zu lösen, denn auch er hatte in seinem Leben auf vieles verzichtet, das andere im vergleichbaren Alter als Selbstverständlichkeit genossen. Er war den normalen Weg an einer Universität gegangen, war in seiner Studienzeit erst Hilfswissenschaftler, bis er seinen Abschluss in der Hand hielt, um danach als wissenschaftlicher Mitarbeiter mehr als siebenzig Stunden in der Woche für seinen Traum von einer Professur zu schuften. Nebenbei verging seine Jugend und das frühe Erwachsenenalter, aber mit dreiunddreißig hatte er es geschafft, nur drei Jahre nach seiner

Doktorarbeit erhielt er die Berufung für einen Professorenposten an einer ausländischen Universität, auf eine Stelle, auf die er sich aus Spaß beworben hatte. Nun stellte sich die Frage, ob er es auch noch verkraften könne, das Wenige, was er im Leben an Sozialem aufgebaut hatte, zurückzulassen, um eine Stelle in einer völlig fremden Umgebung anzutreten. „Ich entschied mich dafür“, sagte mein Gegenüber in einer Stimme, deren Unterton erneut melancholisch getrübt war, „und zog aus meinem alten Leben in ein neues, was jedoch schneller meinem alten ähnlicher wurde, als ich es mir erträumen konnte, denn weder die fachspezifischen Gespräche noch die Lebensumstände innerhalb meines Lebens änderten sich wirklich dramatisch, außer dass ich in einer anderen Sprache Essen bestellte oder einkaufen ging. Zeit für ein normales Leben gab es auch dort nur sehr begrenzt, und ich kam nicht umhin, diesen Schritt zugleich als angenehm zu empfinden, ob der wenigen Hindernisse, als auch als wehleidig wegen der wenigen Veränderungen. Ich lebte für die Forschung und für die Studenten, nur dass ich ab jenem Zeitpunkt ein angesehener Mann meines Faches war. Die nächsten zehn Jahre kann ich getrost unter den Tisch fallen lassen und nur die Veröffentlichungen in Fachzeitschriften, die von wenigen Enthusiasten und Studenten gelesen werden, waren mein einziges Lebenszeichen. Mit Mitte vierzig hatte ich alles erreicht, was es in meinem Beruf zu erreichen gab, doch ich wusste zugleich, dass im privaten Bereich eine glatte Null auf der Ergebnistafel stand. In mir drängte sich das Gefühl auf, dass ich etwas gegen diese Null unternehmen müsse, um mich endlich als Mensch innerhalb der Gesellschaft fühlen zu können. Ich gab heimlich Kontaktanzeigen auf und bewarb mich für wissenschaftliche Grabungen, erneut in der Fremde, dort, wo die Kultur, deren Sprache ich flüssig sprechen konnte, gelebt hatte. Nur raus aus dem Studierzimmer und hinein in die Wirklichkeit war mein Motto, doch unter denjenigen, die antworteten, war weder eine Zusage für eine Grabung noch eine mich interessant findende Dame, die nicht aus finanzieller Not mit mir ausging. Ich hatte es gewagt, mein Schneckenhaus zu verlassen, und musste erkennen, dass die Planlosigkeit meines Fluchtversuchs zum Scheitern gebracht wurde, indem ich alles verlangte und nichts geben konnte. Als ich verstand, dass die Welt anders tickte als ich in meinem Innern, gab ich mich meiner Heimstätte preis und schwor mir innerlich, nie wieder einen Fluchtversuch zu wagen. Fünf weitere Jahre vergingen, und ich wurde in meinem Fach zu einem der renommiertesten und meistzitiertesten Forscher, doch was sagt das schon aus über die Qualität des Lebens, das man hinter dem Schreibtisch, im Leuchtkegel der Lampe, führt? Was sagen diese schnöden Auszeichnungen anderes aus, als dass diese Menschen, die mich zitierten, entweder noch sehr jung waren oder ihr Leben mehr genossen hatten?“ Er machte eine Pause im Sprechen, und ich hatte die Gelegenheit, kurz hinter die Maske zu blicken, die der Professor sonst zur Schau trug. Ich suchte nicht nach Lücken in seinem Selbst, sondern nach dem, was immer noch in seinem Innern flackern musste, denn ein gesellschaftlicher Mensch stirbt zwar allein, aber dennoch stets im Verbund mit seiner Umwelt. Und für einen kurzen

Moment, in dem er seinen Mundwinkel ein kleines bisschen zu einem Lächeln verbog, erwuchs in mir die Gewissheit, dass nun der entscheidende Augenblick unseres Gespräches gekommen sei. „Aber“, begann ich mit leiser, dennoch kraftvoller Stimme, „nach diesen fünf Jahren der erneuten Wartezeit geschah etwas vollkommen Unerwartetes, oder? Was war es?“ – „Wie können Sie davon wissen? Aber was frage ich!? Sie kennen die Menschen wahrscheinlich besser, jene, die auf den Tod warten, und haben dies bereits öfters erlebt. Nicht wahr?“ – „Ja und auch wieder nein. In ihrem Falle eher nein.“ – „Ist auch nicht wichtig! Sie haben recht, ich wurde von meinem Institut beauftragt, ein unplanmäßiges Forschungssemester einzulegen, um mit einem Kollegen ins Ausland zu reisen. Dort sollte ich helfen, neu entdeckte alte Tontafeln zu entziffern, die eine neuartige Sicht auf die Lebensumstände in der Antike geben sollten. Unvermittelt sah ich einen Traum von mir erfüllt und packte meine Koffer. Wir flogen dorthin, raus aus meinem alten Trotz, in ein Abenteuer, das ich nicht mehr für möglich gehalten hatte. Das war vor gut einem Jahr, und ich war seither seliger und zufriedener mit meinem Leben als jemals zuvor. Doch schien es mit meinem Glück nicht zu Ende, denn kaum, dass wir dort ankamen und uns an die Ausgrabungsstätte begaben, lernte ich eine Frau kennen, die uns als unterstützende Kraft von der dortigen Universität zugeteilt worden war. Wir verliebten uns, und ich erlebte nicht nur den Herbst meines Lebens, sondern vielmehr war dies der Frühling, denn seit meinen Studienjahren war ich einer Frau emotional nicht mehr so nahe gewesen.

XXVIII

Sie war der reinste Liebreiz, und ich konnte kaum erahnen, wie ich über die Jahre hinweg diesen latent drängenden Gefühlen standhalten konnte. In mir traten gestaute Seen über die Ufer, die mein gesamtes Lebensbild veränderten. Plötzlich hatte ich Zeit für meine neu erwachte Liebe, nicht, weil ich in diesem Land weniger Aufgaben hatte, sondern weil sie mir leichter von der Hand gingen. Es schien, als wäre ich durch sie in den berühmten Jungbrunnen gesprungen, in den Quell der Ewigkeit hinabgetaucht, zu den Gründen meines immer noch scheinbar jungen Wesens. Ich genoss jede Minute der vier Monate, die ich mit ihr verbringen durfte, und bekam ein weiteres Forschungssemester genehmigt, dessen Intensität noch höher war als die des vorherigen. Was soll ich mehr sagen? Ich war zum ersten Mal glücklich, nein, das stimmt nicht ganz. Glücklich war ich auch mehrere Male vorher, aber niemals so erfüllend glücklich. Jede Faser strotzte vor Kraft und Tatendrang, und als ich routinemäßig die Ergebnisse meiner Arbeit an meiner heimatlichen Universität niederschrieb, begann ich eines Abends zu husten. Zuerst hatte ich das Gefühl, dass es sich um eine Grippe handeln würde oder dies die Zeichen der Umstellung waren, nach dieser langen Zeit im beinahe subtropischen Klima. Als am fünften Tag trotz einer Vielzahl an

Medikamenten keine Besserung eintrat, machte ich einen Termin bei einem befreundeten Arzt an der Universität für den nächsten Tag aus, doch ehe ich mich versah, lag ich blutspeierend im Krankenhaus. Wenige Tage nach meinem Versprechen, zu meiner Geliebten zurückzukehren, musste ich ihr gestehen, dass ich dieses Versprechen nicht würde halten können. Dies war vor drei Wochen, als mir der Arzt mitteilte, dass er mir höchstens noch zwei Monate geben würde. Da ich im ersten Moment keinen klaren Gedanken fassen konnte, nahm ich die Ratschläge meines Arztes, ohne recht zuzuhören, entgegen und verließ das Krankenhaus. Der Professor, mit dem ich im Ausland gewesen war, hatte in der Zwischenzeit den Flug meiner Freundin hierher organisiert, und wir trafen uns unter völlig anderen Voraussetzungen bei mir zu Hause. Zuerst hatte ich meinem Freund sagen wollen, dass ich lieber allein und getrennt von ihr sterben wolle, aber er sagte, dass sie diesen Abschied ebenso brauchen würde wie ich selbst. Wie recht er doch hat, mein guter, alter Freund. Wissen Sie, erst in diesen Momenten der größten Not zeigt sich, was ein wahrer Freund wert ist, nicht nur in den alltäglichen, kleinen Freuden. Sie haben bereits beide kennengelernt, meine Freundin und meinen Freund. Ich werde sie beide vermissen, denn...“ Seine Rede brach ab, und ich schaute diesem Mann zu, wie er innerhalb dieses Gesprächs eine nach der anderen Haut von sich abgestreift hatte, um nun beinahe mit seinem nackten Wesen vor mir zu stehen. Tränen erfüllten seine Augen, aber nicht aus Angst vor dem Tod, sondern aus Dankbarkeit, tiefster Dankbarkeit, das spürte ich. – „Es ist doch so“, begann ich nach einer endlos erscheinenden Suche nach den Worten, die mein Gefühl für ihn ausdrückten, „dass es besser ist, für einen kurzen Zeitraum in seinem Leben vom Glück erfüllt gewesen zu sein, als alt zu werden, ohne jemals dieses Glück empfunden zu haben! Nicht die Dauer des Glücks ist entscheidend, sondern wie sehr derjenige Mensch, der es erfährt, bereit ist, es in sich aufzunehmen, um es zu erfahren. In diesem Fall braucht das Glück nur einen kurzen, flüchtigen Augenblick, um ein bisher trist voranschreitendes Leben zur vollen Pracht zu entfalten. Die Menschen in der heutigen Zeit haben oftmals ihre Sensualität in Bezug auf ihr Glück eingebüßt, daher glauben viele, dass das permanente Glücksgefühl eine Voraussetzung für ein erfülltes Leben sein muss, und dabei betrügen sie sich nur selbst. Ihr Glücksgefühl, das aus dem tiefsten Herzen herbeigesehnt wurde, hat seine Erhöhung durch die Liebe zu ihrer Freundin gefunden und wurde dadurch zur Realität.“ – „Ich weiß, darum macht es mir auch selbst wenig aus, das Leben und meine Mitmenschen zu verlassen, aber ich glaube, dass es für sie schwerer werden wird.“ – „Das glaube ich nicht, denn immerhin wurden Sie von Ihrer Freundin mit allen Denkart geliebt, was bedeutet, dass sie ebenso über dem einfachen Leben steht wie Sie. Ich glaube, sie hat bereits den Wert ihres gemeinsamen Glückes erkannt und wird in dem sicheren Wissen weiterleben, dass es eine höhere Gerechtigkeit gibt, die Sie beide eines Tages wieder zusammenführen wird.“ – „Danke“, gab er mir leise nach einigen Momenten der raumfüllenden Stille zurück, „ich weiß Ihre Anteilnahme an meinem Glück zu schätzen und hoffe,

dass Sie, nein, ich bin mir sicher, dass Sie dieses Glück dereinst ebenfalls empfinden werden, wenn Sie es bisher noch nicht kannten.“ Bevor wir uns zwei Tage später, in denen wir routiniert miteinander umgingen, voneinander verabschiedeten, wollte ich für mich selbst erfahren, ob meine Freundin dieses Glück für mich bereithalten konnte. Sie ertappte mich bei dem Gedanken, auch wenn sie nicht ahnen konnte, welche Hintergedanken dabei waren. Sie kannte mich mittlerweile besser als ich mich selbst und ertappte mich jedes Mal dabei, wenn ich in wichtigen Gedanken versunken war. Zuerst wartete sie einige Zeit, bis sie sich sicher sein konnte, dass ich das Problem für mich selbst gelöst hatte oder nicht weiterkam, und sprach mich darauf an, doch diesmal war sie der Mittelpunkt meiner Betrachtung. Sie spürte, dass dies keine Kleinigkeit sein konnte, und stellte mich zur Rede, wie sie es sonst nie getan hatte. Ich erzählte ihr, was mich beschäftigte, und sie konnte mich beruhigen, indem sie sagte, dass junge Paare niemals während und kurz nach dem Verliebtsein das allerfüllendste Glücksgefühl verspüren würden. Ein solches Gefühl müsse sich notwendigerweise nicht nur im Herzen, sondern im ganzen Körper verbreiten, und daher erscheine es als beinahe unmöglich, dass es in den jungen Jahren geschehen konnte, wenn ein Mensch überhaupt das Glück habe, dieses andere, jugendhafte Glück zu verspüren. Diese Antwort war mir keineswegs ausreichend, und ich drängte sie zu einer konkreten Aussage, doch ihr blieb keine andere Wahl, als auszuweichen, denn die Wahrheit ist in manchen Augenblicken hinter einer undurchsichtigen Wand verborgen, deren Nebel sich erst mit den Jahren lichtet. Um eine Antwort auf diese drängende Frage zu erhalten, musste ich demnach warten. Dabei hasste ich nichts mehr in meinem Leben als auf etwas zu warten, gleich ob es eine Kleinigkeit oder ein bedeutungsvolles Ereignis war. Selbst der Umgang mit den widerwärtigsten Patienten war mir lieber als gedankenverloren auf eine fremde Handlung zu warten, denn selbst bei ihnen findet man stets einen menschlichen Kern, gleich wie sehr dieser auch verkümmert sein mochte.

XXIX

Dass man sich diese Patienten dennoch nicht wünscht, brauche ich wohl nicht zu erwähnen, doch gleich der nächste Fall, eine Woche nach dem Verscheiden des Professors, holte mich auf den Boden der Tatsachen zurück, härter, als ich es allgemein für möglich gehalten hätte. Als ich in das Zimmer eintrat, um den Mann näher kennenzulernen, erschrak ich ob des Anblicks und wich im Geiste einige Schritte zurück. Vor mir lag ein körperliches Wrack auf dem Bett, eingefallen und scheinbar in den letzten Zügen. Ich wunderte mich, dass wir einen derartigen medizinischen Notfall bei uns aufgenommen hatten, und stellte mich dem Mann vor, der aber schweigend ins Leere starrte. Es schien ihm meine Anwesenheit und meine Tätigkeiten egal zu sein, und ich entschied, dass ich, um ihn sinnvoll und mit dem nötigen Respekt zu behandeln, mit der Leiterin sprechen

musste. Ich brauchte mehr Informationen, damit ich nichts Falsches machte, wenn dieser Mann wirkliche medizinische Hilfe brauchte. Bisher hatten mir die Menschen oder die behandelnden Ärzte kleinere Instruktionen mitgegeben, aber in diesem Fall wusste ich rein gar nichts. Als ich bei der Leiterin eintrat und sie meinen hilflosen Blick sah, sagte sie mit einer einführenden Stimmlage, dass sie auch nicht erwartet habe, dass der Mann mehr als drei Worte mit mir wechseln würde. Ich setzte mich, und sie begann, mir den Fall auszubreiten. „Der Mann war vor fünf Jahren nach einer Lebenskrise dem Alkohol verfallen, der seinen Körper so weit ausgezehrt hatte, dass die Leber kurz vor dem Versagen stand. Den ersten Niederschlag hatte er vor einigen Wochen gehabt und sich nach der kurzzeitigen Genesung und der Versicherung des behandelnden Arztes, der ihm sagte, dass die nächste Attacke schon morgen kommen könne und mitunter die tödliche sein würde, entschieden, dass es besser für alle Beteiligten sei, dass er sich planvoll und mit der letzten Würde, die ihm geblieben ist, aus dem Leben zu verabschieden gedenke. Aus diesem Grunde habe er den letzten Anteil an seinem ehemaligen Haus seiner getrennt lebenden Ehefrau verkauft, um die Kosten dieser letzten Reise aufzubringen, denn es sei ihm von seiner Versicherung nichts gestellt worden. Auch wenn ich“, warf die Leiterin ein, „niemanden von meinem Personal mit dieser Aufgabe beauftragen wollte, habe ich diesen Patienten angenommen, denn was hätte er in der Welt außerhalb dieses Hospizes an Würde erwarten können? Die einzige Hoffnung und der Grund, warum ich Sie ausgewählt habe, ist jener, dass ich davon ausgehe, dass Sie mit einer anderen Einstellung an den Fall herangehen werden als ein Pfleger im gleichen Alter wie der Mann. Ich kann Ihnen keine genauere Begründung als dieses Gefühl mit auf den Weg geben, doch ich hoffe, nein, ich bin der festen Überzeugung, dass Sie der Richtige für die Begleitung dieses Mannes sind.“ Als ich das Zimmer der Leiterin verließ, wusste ich nicht, warum ich überhaupt dorthin gegangen war. Wollte ich nur wissen, was dem Mann fehlte, um bei ernsthaften Beschwerden instruiert zu sein, oder wollte ich genauere Kenntnis darüber haben, warum die Leiterin ausgerechnet mich strafen wollte, denn dieser Fall wirkte auf den ersten Blick auf mich wie eine reine Bestrafung? Ohne eine wahrhaftige Gewissheit erhalten zu haben, ging ich in das Zimmer meines Patienten zurück und wollte alles auf mich zukommen lassen. Notfalls würden wir uns die ganze Woche anschweigen. Ich nahm mir vor, nichts weiter als der Pfleger dieses Mannes zu sein, wie es meine Arbeit verlangt, doch er musste sich mir gegenüber öffnen, wollte er von mir etwas verlangen. Dass ich mit dieser Einstellung völlig falsch lag, erkannte ich wiederum erst, als der Mann sein gewünschtes Ende bekommen hatte.

XXX

Kaum hatte ich sein Zimmer betreten, sprach er mich an: „Ich glaube, nein, eigentlich weiß ich, dass Sie mich verachten, Sie sind überzeugt, dass ich mein Leben ruiniert habe und aus diesem Grund es verdiene, so früh zu sterben. Nicht wahr?“ – „Ich kann Ihnen nicht widersprechen“, begann ich frei heraus, „aber auch nicht zustimmen. Dass der Alkohol Menschen und ihr Leben zerstören kann, das wussten Sie auch vorher schon, und spätestens nachdem Sie in die Abhängigkeit geraten sind, spürten Sie sicherlich die körperlichen Auswirkungen, sodass Sie sich nicht aus der Verantwortung reden können. Obwohl ich überzeugt bin, dass Sie das nicht machen, denn Sie stellen sich ja auch den Konsequenzen, die Ihnen ein wenig aufgezwungen werden. Auf der anderen Seite glaube ich nicht daran, dass eine Abhängigkeit, besonders nicht die alkoholische, ohne Hintergrund geschieht, und in Anbetracht dieser Feststellung kann ich Sie nicht verachten, denn ich bin auch hier der festen Überzeugung, dass Sie einen guten Grund hatten, sich der realen Welt, so hart sie auch immer gewesen sein mag, entzogen zu haben. Vielleicht verachte ich Ihre Schwäche, aber wer weiß, was Sie im Vorhinein alles mitgemacht haben, bis es zu dem ersten Verdrängen kam.“ – „Sie sind aber offen! Ich liege kaum auf dem Bett und gewöhne mich an die Umgebung, die in den nächsten Tagen meine letzte auf der Welt sein wird, und Sie legen los, als wäre der Teufel hinter Ihnen her.“ – „Ich denke nur, dass unser Zusammenspiel in den nächsten Tagen von Vorurteilen und Fehlmeinungen geprägt wäre, wenn wir nicht mit offenen Karten spielen. Ich finde, dass Sie die Konsequenzen für Ihr Handeln mit größtmöglicher Würde tragen und gewiss auch Ihre Gründe für den Lebenswandel gehabt haben. Daher muss ich Ihnen sagen, dass ich keinesfalls gegen sie eingestellt bin, allerdings...“ Ich stockte in der Rede. – „Allerdings?“ fragte er mich. – „Nun ja, ich kann weder den Menschen, die der Welt entfliehen, noch jenen, die sie mit allen Mitteln zu verändern suchen, ein Freund sein. Mein Geist sagt mir, dass Sie nicht wahrhaft anders sein müssen als andere Menschen, die ich betreue, aber sehen Sie es mir nach, wenn ich zu Ihnen keine sonderlich persönliche Beziehung aufbauen kann.“ – „Es ist gewiss zu viel verlangt“, begann er, nachdem er mich eine Weile gemustert hatte, „dass es Ihnen gelingen wird, mich in den sieben Tagen zu mögen, aber der Respekt, den Sie mir als Menschen entgegenbringen, gleich ob ich ein Schuldiger oder Unschuldiger bin, ist mehr wert, als ich von vielen anderen Menschen in den letzten Jahren erhalten habe. Ich möchte nicht zu sehr das Mitgefühl in Ihnen erwecken, aber als Alkoholiker ist das Leben keinesfalls als fair einzustufen. Überall wird man mit dem Stempel der Untauglichkeit und des Nichtsnutzes abgetan, und keiner versucht, das wenige, was man noch an Selbstwürde besitzt, zu erhalten, sondern zertritt es achtlos wie einen Käfer auf dem Boden. Daher ist es für mich beinahe eine herzerfrischende Freude, wenn Sie mich, frei von niederen Beweggründen, als einen Patienten ansehen, den Sie in den Tod

begleiten. Dafür möchte ich mich bereits im Voraus bedanken.“ – „Sie sollen wissen, dass, obwohl ich Ihnen ganz klar die Grenzen unserer Beziehung aufgezeigt habe, es nicht heißt, dass ich nicht für Sie da sein werde, wenn Sie mich brauchen. Wenn Sie den Drang haben, mir etwas mitteilen zu wollen, gleich, worum es auch geht, sagen Sie Bescheid, ich werde da sein.“ Mit diesen Worten und dem sicheren Gefühl, zumindest eine wackelige Brücke zum Patienten geschlagen zu haben, ließ ich ihn allein und ging daran, einige Angelegenheiten zu erledigen, die für den Mann in den nächsten Tagen anstanden. Und obwohl ich ihm eine klare Absage an eine persönliche Beziehung gegeben hatte, war es mir, als ob ich tief im Herzen wahres Mitleid mit diesem Mann verspürte.

XXXI

Jeden Tag erfuhr ich ein wenig mehr über das Leben, das er während seiner Alkoholsucht geführt hatte, wie er sich selbst nur sehr schwer kontrollieren konnte, gleich was er auch machte, es fehlte ihm an der nötigen Kraft und Konzentration, und je mehr er sich einredete, dass es dennoch gehen musste, desto mehr erwuchs in ihm die Aggression, jedoch nicht unbedingt gegen die Außenwelt, sondern gegen sich selbst. Dennoch musste die Wut aus seinem zerspannten Körper, und damit verbaute er sich immer mehr den Weg zurück in ein normales Leben. Er verlor nicht nur seine Frau, sondern auch mit ihr die zwei Kinder, die Arbeit und nach und nach sein gesamtes Umfeld. Ständig befand er sich auf dem Weg hinab ins soziale Elend und keiner reichte ihm die Hand, um diesen Absturz aufzufangen, nur ab und an zahlte seine Frau, die die Scheidung noch nicht eingereicht hatte, kleinere Summen, mit denen sie ihm langsam das gemeinsame Haus abkaufte. Als dann das Ergebnis des nahenden Todes feststand, ließ sich der neue Mann der Frau das Restgeld von einer Bank, damit der Todgeweihte bei uns im Hospiz sein Ende finden konnte. Nicht mal fünf Jahre hat der Zerfall seines Lebens gedauert, aber es war eine Zeit, in der nichts funktionierte, in der selbst die einfachsten Erledigungen zu hohen Klippen wurden, deren Umschiffung nicht ohne Hilfe gelingen konnte. Eines Tages war er dann gegen eine dieser Klippen gerast und fand sich im Krankenhaus wieder, wo die erschütternde Diagnose gestellt wurde, dass er eigentlich mit diesen Werten bereits seit längerem nicht mehr leben dürfte. Diese Nachricht gab dem Geist, der sein Leben bereits aufgegeben hatte, den letzten Rest. Er gab auf und schloss mit seinem Leben ab. Daher weinte dieser Mann nicht, weil er sich nicht wie ein Klammeraffe an sein Leben heftete, sondern weil er in diesen letzten, einsamen Tagen erkannte, dass ihm ein wenig seiner alten Würde als Mensch geblieben war und dass ihm dieses Wenige mehr bedeutete, als er zum Leben brauchte. Hier, in diesem Hospiz, unter diesem Dach und in diesem einen Bett, hatte er noch mal erfahren, was es heißt, um sein Leben zu bangen. Er weinte nicht aus Trauer, sondern vor Freude, denn es sollte der krönende Abschluss eines Lebens werden, das eine wilde

Achterbahnfahrt hinter sich gebracht hatte und am Scheideweg die falsche Abbiegung gewählt hatte. Im Rückblick fragt man sich als Pfleger in einer Einrichtung wie dieser, wie man selbst gehandelt hätte, wenn man in einer vergleichbaren Lage gewesen wäre, und kommt fast ausschließlich zu dem Schluss, dass der Geist, aber niemals das Herz eine Antwort zu geben vermag. Wie soll man mit einem Menschen fühlen, der offensichtlich eine völlig andere Vergangenheit hat? Wie mit einem, der einen anderen Kulturkreis um sich hatte? Wie mit einem reden, der nicht dieselbe Sprache spricht, obwohl es objektiv sogar dieselbe war? Doch ich glaube, so oft es mir auch an Antworten fehlte: Solange man niemals vergisst, dass der Gegenüber seit der Zeugung bis in den Tod ein denkender und fühlender Mensch aus Fleisch und Blut war, kann man nicht falsch gelegen haben.

XXXII

Vier weitere Wochen zogen ins Land, in denen ich zwei unscheinbare und leicht zu betreuende Patienten begleitete, als mein Jahresurlaub vor der Tür stand. Mit den üblichen Glückwünschen für eine angenehme Reise packten meine Freundin und ich unsere Koffer und flogen in das weltliche Traumgebiet unserer Jugend, in die Karibik, genauer gesagt nach Jamaika. Dort hatten wir uns ein kleines Hotelzimmer abseits der touristischen Hauptpunkte gemietet und kamen zum Glück ohne große Probleme dort an. Noch von unserem ersten Flug ein wenig durch den Wind, genossen wir den ersten Abend, indem wir auf einem nahen Felsen den ersten Sonnenuntergang in der Karibik genossen. Es war ein ergreifender Augenblick, als die Sonne die Farbe von ihrem intensiven Orange ins Blutrote wechselte, einem Ereignis, von dem man sagt, dass es böse Geister in den Meeren aufwecken würde. Ob und inwieweit es böse Geister waren, die durch die Sonne heraufbeschworen wurden, konnten wir nicht sagen, aber als uns der Zufall am folgenden Tage mitten in das wahre Herz von Kingston brachte, wussten wir, dass wir nicht rein zufällig hier waren. Auch wir versuchten uns in der ersten Woche anhand der präsentierten Kultur ein Bild von den Menschen und dem Land zu machen, doch bald wurde uns augenscheinlich, dass der Blick nach rechts und links verboten schien. Wir sahen prächtige Straßen und wunderschöne Häuser aus dem 18. Jahrhundert, glaubten aber zu keiner Zeit, dass dies das wahre Herz der Bevölkerung sei. Am sechsten Tag gingen wir in ein Touristikbüro und fragten, als ob wir ahnungslose Touristen wären, wo man in Kingston besser nicht hingehen sollte. Es gab mehrere Gebiete, die für die Gäste aus anderen Ländern aufgeräumt waren, die sich für die zahlungskräftige Kundschaft präsentierten, aber drumherum waren die Gebiete, in denen die einfache, die normale Bevölkerung lebte. Wir begutachteten uns, ob wir nicht zu auffallend Touristen waren, und mieteten uns ein Taxi, das uns in einen Bezirk der Stadt brachte, der nicht zu den gefährlichen, aber auch keinesfalls zu den

reicheren zählte. Dort angekommen bezahlten wir den Fahrer dafür, dass er uns am Abend an gleicher Stelle wieder abholen sollte, und er fuhr davon. Nun waren wir allein und blickten uns wie Touristen, die an einem falschen Ort gelandet waren, nach Hilfe um. Überall waren die Häuser in einem leicht auffälligen Zustand und die nötigen Baumaßnahmen sahen wie behelfsmäßige Notlösungen aus. Aber das sollte uns nicht abschrecken, und wir gingen die Straße hinab, da dort ein Schild einen Einkaufsladen anpries. Als wir aus dem gleißenden Sonnenlicht und der drückenden Hitze in den Laden traten, brauchten wir einige Sekunden, ehe unsere Augen sich an das kühle Dunkel gewöhnt hatten. Es war ein ausgesprochen kleiner Laden, in dem vor allem Waren angeboten wurden, die wir in unseren Hotels niemals angeboten bekommen hätten. Die Männer, die sich um einen kleinen Tisch versammelt hatten und bisher lässig in den Stühlen gesessen hatten, nahmen eine steife Haltung ein und musterten uns argwöhnisch. Im ersten Moment war ich mir unsicher, ob die Entscheidung, in diesen Laden zu treten, eine gute gewesen war, insbesondere, als einer von den Männern aufstand und auf uns zukam. Ich trat unmerklich einen Schritt zur Seite und stellte meinen Körper zwischen den Mann und den meiner Freundin, doch der Mann bog ab und ging hinter seinen Tresen. Bisher war kein Wort gewechselt worden, was die Stimmung so fragil wirken ließ. Als der scheinbare Ladenbesitzer jedoch in einer sehr zutraulichen Stimme fragte, was wir zu kaufen wünschten, fiel mir ein Stein vom Herzen und ich erkannte, dass auch der Mann hinter dem Tresen unsicher wegen unserer Anwesenheit war. Ohne über mögliche Konsequenzen nachzudenken, streckte ich meine Hand über den Tresen und stellte mich vor. Der Mann ergriff zuerst zögerlich, dann mit Bestimmtheit meine Hand und nannte uns im Gegenzug seinen Namen. Um das Gespräch nicht erneut abebben zu lassen, fragte ich ihn, was er an landestypischen Speisen im Angebot hätte, und er zeigte mir einige Getränke und Obstsorten, von denen ich einen Teil kannte, den anderen jedoch nicht. Von den Unbekannten kauften wir mehrere, und der Mann packte sie zusammen. Als ich ihm das verlangte Geld über den Tresen reichte, gewann die Neugier im Manne die Oberhand und der Ladenbesitzer fragte mich, ob wir uns nicht zu ihnen setzen wollten, denn die Mittagshitze würde den Menschen den Verstand rauben. Außerdem würden sie nur sehr selten Gäste aus dem Ausland treffen, denn diese würden von der Stadtverwaltung in engen Korridoren gehalten, damit sie den Gesamtzustand der Bevölkerung nicht sehen. Ich bekräftigte seine Aussage, indem ich ihm beipflichtete, dass uns derselbe Gedanke gekommen wäre und wir aus diesem Grunde hier seien. Meine Freundin sagte, dass es für sie kaum einen Sinn ergäbe, uns koloniale Bauweise und Kultur anzuschauen, die wir auch anderswo in einer ähnlichen Form erleben können. Allein das Wetter, die Natur und die Umwelt seien streng genommen anders als bei uns zu Hause. Ich musste ihr recht geben, und nun begannen auch die anderen Männer am Tisch Zutrauen zu uns zu finden und begannen ihrerseits mit Fragen über unsere Heimat. Wir beantworteten sie alle, insoweit es uns möglich erschien, und

verglichen gleichzeitig die beiden Lebens- und Denkart. Am meisten überraschte uns, dass die Menschen hier in den Außenbereichen der Stadt nur sehr wenig von der Welt außerhalb Kingstons wussten und dass dieses Bild ein sehr verzerrtes war. Es schien, als ob sie von der restlichen Welt ein Bild mit sich herumtrugen, dass es nur in ihrer Gesellschaft derartige Probleme gäbe, doch wir klärten sie auf, dass die Lösung von den primärhumanen Problemen wie Hunger, Krankheit und gesellschaftlicher Unordnung neue und oftmals viel kompliziertere entstehen lassen würde, denn der gesellschaftliche Mensch würde niemals in der Gesamtheit mit dem zufrieden sein, was er erreicht habe. Zum einen, das mussten wir den Männern beipflichten, brauche der Mensch jedoch diesen Willen zur Entwicklung, um aus dem Allgemeinen einen besseren Zustand zu entwickeln, doch auf der anderen Seite mussten wir den Männern auch erzählen, dass sich in einer Gesellschaft wie der unseren neben dem natürlichen Drang auch ein künstlicher entwickelt hätte, dessen Auswirkungen den Einzelnen in seiner Zufriedenheit mit dem Leben derart beeinflussen würden, dass ein Schaden nicht absehbar erschien. Bei diesen Worten stutzten die Männer und fragten uns, warum die Regierung nichts gegen diese Verwachsungen unternehmen würde. Wenn die Menschen doch erkannten, dass dies eines der grundlegenden Übel einer Gemeinschaft wäre, dann müsste die Führung doch dagegen vorgehen. „Diese Reduktion des Problems auf seine Grundbestandteile ist wahrscheinlich nur noch Menschen gegeben, die in ihrer Einfachheit leben und keine komplexen Probleme zu lösen haben“, dachte ich und gab den Männern in allen Punkten völlig recht. „Der Hinderungsgrund ist jener“, begann ich nach einer längeren Denkpause, „dass diejenigen, die von diesen Angelegenheiten profitieren, die Macht besitzen, die Gesellschaft mit ausgeklügelten Systemen zu manipulieren. Indem sie in gewissen Entwicklungen Sinniges mit Unsinnigem vermischen und nur das Sinnige präsentieren, ist es dem sich nur unmittelbar informierenden Grundwesen der Gesellschaft nicht möglich, die gesamte Palette der Vor- und Nachteile und daher auch nicht der Konsequenzen auf lange Sicht abzuschätzen. Jene Mächtigen, die ihre Macht mit äußerstem Erfolg einsetzen, gewinnen somit immer weiter an Macht, und ich möchte nicht wissen, was die Generation nach uns durchmachen muss, um das einfache Glück empfinden zu können, das das Leben bereithalten kann, wenn man nicht von unwichtigen, aber pompös eingerichteten Dingen abgelenkt wird. Wie schwer wird es für einen Menschen der Zukunft sein, sich über die kleinen Entwicklungen im Leben genauso zu freuen wie über die feststehenden Grundaspekte? Hunger und Krankheit und sogar der Tod sind aus meiner Sicht zuweilen wünschenswerte Zustände“, schloss ich meine Ausführung, „denn nur im Angesicht der Einfältigkeit des Lebens kann der Mensch das Glück erkennen, dass er in einer Welt lebt, in der Hunger und Krankheit in gewissen Gesellschaften fast keine Rolle mehr spielen und dass selbst der Tod immer weiter hinausgezögert werden kann.“ Die Männer blickten mich erstaunt an und schwiegen, bis der Ladenbesitzer mir in die Augen blickte und meinte, dass ihr Leben hier in

Kingston gar nicht so übel sei, wenn man betrachten würde, welches Leben anstatt dessen in einer hochzivilisierten Gesellschaft zu führen sei. Er sagte, dass er zwar keinen Hunger leide und es ihm hin und wieder gegönnt sei, auch mit seinen Freunden das Leben zu feiern, doch dass der Bezug zu dem einfachen Leben ihn vollkommen anders denken und handeln ließe und dass er sich nunmehr kaum ein anderes Leben vorstellen oder gar wünschen könne.

XXXIII

Der Tag verging in Gesprächen mit den Männern, die nur selten durch kaufende Kundschaft gestört wurden, denn in der nachmittäglichen Hitze würde sich kein Einheimischer auf den Straßen tummeln und erst am Abend in den Laden einkehren. Am Abend kehrte die Frau des Ladenbesitzers zurück, die eine Verwandte besucht hatte, und wir wurden auch ihr vorgestellt. Mittlerweile waren alle Hürden zwischen uns gefallen, und wir fühlten uns als ein Teil dieser kleinen Gesellschaft, die sich mit Startschwierigkeiten zusammengefunden hatte. Wir wurden von der Frau des Hauses eingeladen, an einem einheimischen, abendlichen Essen teilzunehmen, das zumeist die Hauptmahlzeit des Tages darstellte. Meine Freundin bot sich an, ihr beim Essenmachen zu helfen, und ihre Hilfe wurde gerne angenommen, doch ich sollte bei den Männern bleiben, da sie mir in der immer noch warmen Abendluft das Viertel zeigen wollten, in dem sie ihr Leben verbrachten. Wir machten uns auf den Weg, und ich lernte einige Freunde der Familien kennen, sah das wirkliche Leben der Einheimischen und genoss das warme Gefühl der Gastfreundlichkeit, das echter und herzlicher wirkte als jenes, das man als kalkulierte Empfindung in den Massenzentren des 'Tourismus' entgegengeschlagen bekommt, dem eindeutig die einfache menschliche Natürlichkeit abgeht. Als wir zum Laden zurückkehrten, öffnete der Ladenbesitzer erneut und wollte noch eine Stunde für die Käufer offenhalten, bevor er zu uns kehren wollte. Ich ging zu meiner Freundin, die mitsamt der Hausherrin eine übergroße Ladung an Essbarem zubereitete, und als ich leichte Bedenken äußerte, dass das Essen nur zu einem geringen Anteil gegessen werden könne, klärte mich meine Freundin auf, dass die Familie diesen Tag kurzerhand zu einem Familienfest umgestaltet habe. An jenem Abend sollte die Familie zusammenkommen, und wir lernten mehr als dreißig Mitglieder kennen, von denen ich keinen jemals aus meinem Herzen verbannt hätte. Wir aßen und tranken und genossen die herrlichen Speisen mit dem höchsten Wohlwollen, als ich die Hausherrin einen Teller mit leichter Kost füllen sah, den sie aus dem Zimmer in ein anderes brachte, in das schon seit Beginn der Feier mehrmals die Anwesenden gegangen waren. Ich traute mich zuerst nicht, die Frage zu stellen, was sich dahinter verbarg, doch als ich den Mut aufbrachte, erfuhr ich, dass dort der alte Vater des Hausherrn auf seinen Tod wartete. Ich schüttelte mich vor Neugier, wollte jedoch unter keinen Umständen das herzlichste Gastrecht, das ich jemals verspüren

durfte, mit den Füßen treten. Ich bemerkte auch, dass dieses Thema in den Gesprächen der Anwesenden keine Rolle spielte, aber vielleicht waren sie auch darauf bedacht, dass wir nichts davon mitbekommen sollten. Dennoch war urplötzlich eine Spannung in mir, denn unbewusst hatte ich in der Zeit im Sterbehospiz eine Art von Totenkult erfahren, der wahrscheinlich an diesem Ort der Erde grundlegend anders war. Oder war er es nicht, weil er christlich geprägt schien? Um bei dem Hausherrn keinen Verdacht zu erregen, sprach ich an diesem Abend nicht davon und wartete bis zum nächsten Tag, an dem wir erneut bei ihnen eingeladen waren, dieses Mal, um einen Ausflug in die unmittelbare, jedoch wilde Natur zu machen, an die schönsten Plätze, die man an einem Tag erreichen kann, fernab von ausgebauten Stränden und angelegten Wanderwegen. Von eng stehenden Bäumen und ihrem Blätterdach vor der starken Sonne geschützt, kämpften wir uns durch das Dickicht und gaben uns ohne jeglichen Anflug von Angst in die Hände unserer Gastgeber. Wir sprachen über alles Mögliche und verglichen die beiden Lebensarten, die sich nur in den menschlichen Grundsätzen glichen, aber in den Ausführungen stets unterschiedlicher nicht sein konnten. Geschickt lenkte ich das Gespräch mit dem Hausherrn auf den Gang in den Tod und er ließ in einem Nebensatz fallen, dass sich sein Vater auf diesem Wege befand. Ich tat, als ob mir der häufige Gang der Familienmitglieder in das Nebenzimmer am gestrigen Abend nicht aufgefallen wäre, und bekam mehr angeboten, als ich im ersten Moment erhalten wollte: eine Begegnung mit dem alten Mann. Zuerst wollte ich ablehnen, da ich um die Würde eines Sterbenden wusste und wie leicht diese von einem Außenstehenden zerstört werden konnte, aber der Hausherr hatte seinem Vater bereits von unserem Miteinander berichtet, sodass ich als ein neues Mitglied der häuslichen Gemeinschaft und nicht als Fremder vor das alternde und sterbende Familienoberhaupt treten würde. Als wir am späten Nachmittag zurückkehrten, ging meine Freundin erneut der Hausherrin zur Hand, brachte Ordnung in die Unordnung des Vorabends, und ich wurde in die Räumlichkeit des Vaters des Hausherrn geführt. Als sich meine Augen an das sehr diffuse Licht, das durch die engen Jalousien in den Raum fiel, gewöhnt hatten, erkannte ich den alten Mann, wie er auf dem Bett lag und Zeitung las. Ich wunderte mich über die Kraft, die scheinbar noch in dem Manne steckte, und fragte mich, ob sein Warten auf den Tod nicht ein wenig übertrieben erschien. Das Familienoberhaupt senkte die Zeitung und musterte mein Antlitz. Ich brachte in diesem Moment kein Wort heraus, so sehr war ich zwischen den Welten hin- und hergerissen, doch der Sohn des alten Mannes half mir, indem er mich seinem Vater vorstellte. Ich trat vor und reichte dem alten Mann die Hand. „Setz dich“, sagte mein liegender Gesprächspartner, und mein Gastgeber übersetzte für uns, „und erzähle mir von dem Leben außerhalb dieser Welt. Ich lese nur selten davon in der Zeitung und die heimischen Ereignisse langweilen mich bereits, seitdem ich nicht mehr laufen kann. Es ist so“, fuhr er mit einer weitschweifigen Armbewegung fort, „ich kann es nicht ausstehen, über das zu lesen, was ich früher hätte erreichen können, um es

mit den eigenen Augen wahrzunehmen, und suche im Gegensatz zu früher nach den Nachrichten von Orten, die ich niemals erreichen werde, nicht früher und auch nicht heute. Daher, sei so nett und berichte mir von deinem Leben in deinem Teil der Erde.“ Diese Bitte konnte ich dem Mann unmöglich abschlagen, und obwohl ich hierhergekommen war, um mehr über das Leben dieses Mannes zu erfahren, erzählte ich an diesem Abend aus meinem Leben und legte wie in seinem Sohn den Keim zum Vergleich beider Kulturen, der nicht unbedingt einseitig bejahend für meine ausfiel. Immer mehr erkannte ich selbst, dass ich das, was ich in meiner Heimat bisher zwar für zweifelhaft und zum Teil hinterfragungswürdig gehalten hatte, eigentlich mit dem Herzen ablehnte und auf der Suche nach dem einen Ort dieser Welt schien, an dem diese Fragwürdigkeiten keinen Zugriff auf mich hatten. Doch auch dieser Ort, an dem ich mich im Moment befand, konnte dieser eine Ort nicht sein, denn als ich mit meiner Erzählung endete, begann der alte Mann mir die Widersprüchlichkeiten seines Volkes aufzuzählen und meinen Kritikpunkten entgegenzustemmen. Am Ende glichen sich die Vorzüge und die Nachteile beider Kulturen nahezu vollständig aus, und ich sah die Erkenntnisse des Vortrags bestätigt, allein in einem viel schärfer umrissenen Zustand. „Es ist“, schloss ich die Betrachtung, „doch so, dass überall auf der Welt, wo Menschen in einer Gemeinschaft wohnen, das Tor für Unwägbarkeiten und Fehltritte offensteht, solange keiner mit voller Wachsamkeit dieses Tor bewacht. Als die einzige und grundlegende Frage bleibt damit am Ende nur noch, in welcher Art von Gemeinschaft man leben möchte.“ Der alte Mann stimmte mir vorbehaltlos zu, auch wenn ich mir nach diesem Abend sicher sein konnte, dass sein Leben trotz aller Schwierigkeiten erfüllter war als das vieler Menschen in den reicheren Nationen, deren Bindungen zur Familie und an die Gesellschaft immer mehr aufgebrochen und zuweilen sogar von gewissen Geistesströmungen negiert wurden. Wäre man gewillt, ein vergleichbares Leben in meiner Gesellschaft zu leben wie das des alten Mannes, der vor mir auf dem Bett von der wunderbaren Schönheit seiner Zeit auf der Erde sprach, würde man seine Existenz als romantischer Idealist am Rande der Gesellschaft fristen und wäre mitunter am Ende unglücklicher als die Bindungslosen in der Mitte.

XXXIV

Wir kehrten nach zwei Wochen zurück aus einer Welt, die mit der unsrigen kaum vergleichbar schien. Überall verspürte ich den Drang, meine Umwelt einfach im Gesamten abzustreifen, um mir einen passenderen Anzug maßzuschneidern, doch mit der Zeit konnte ich zum Teil in meine alten Strukturen zurückkehren, die ich vor der Reise alleine und mit offenem Herzen zurückgelassen hatte. Die Tatsache, dass alles, aber auch wirklich alles am rechten Platz war, dort, wo ich es zurückgelassen hatte, brachte in mir den Wunsch zum Vorschein, die grundsätzliche

Ordnung, der es gelingt, die eigentliche Unordnung dahinter zu verbergen, zu überwinden, um weiter hinter die Offensichtlichkeit der Menschen zu blicken, die mich umgaben. Tagelang plagten mich diese Gedanken, und ich fürchtete, dass ich mich niemals wieder in meine alte Gesellschaft einfügen würde, doch meine Freundin nahm mir diese Angst, indem sie mir aufzeigte, dass es mir zum Vorteil gereichen könnte, wenn ich in meinem Herzen beide Welten vereinen würde. In unserer Welt, dem Hort der gemeinsamen Liebe, sollte ab nun Platz sein für die Hauptsächlichkeiten des Lebens, während sie uns außerhalb nur beeinflussen, aber keinesfalls ausgrenzen sollten. Ich verstand ihre dahinterstehende Angst, denn unsere Existenz lag in unserer Heimat, so sehr mich auch das Andere, das Fremde, verzaubert hatte. Allein aus dem Grund, dass ich für das Wohlbefinden meiner Freundin mitverantwortlich war, musste es mir gelingen, weiterhin ein lebendiges Mitglied meiner Welt zu sein, ohne jemals zu vergessen, was es heißt, das Fremde in sein Herz zu lassen, damit das darin Liegende nicht einsam verkümmerte.

XXXV

Meine nächsten Patienten waren, wie jene vor der Reise, einfache, sie wollten nicht sehr viel, und ich brauchte mich keinesfalls zu verbiegen, um ihre eigene Reise würdevoll zu Ende zu bringen. Doch in einer Woche im Spätherbst bekam ich eine Patientin zugeteilt, deren Verhalten und Einstellungen zu lebenswichtigen und unwichtigen Angelegenheiten mich beinahe zur Weißglut trieben. Zu Beginn erhoffte ich mir noch eine ruhige Woche, und die alte Dame schwamm am ersten Abend mit den anderen konturlosen Patienten, um am folgenden Morgen in voller Erscheinung ihres Wesens zu treten. Diese Wankelmütigkeit war es, die sich scheinbar durch ihr gesamtes Leben zog und meine gesamte Kraft forderte. Ständig rief sie mich herbei, um die unsinnigsten Entscheidungen ausdiskutieren: wie viele Eier sie zum Frühstück nehmen sollte, ob sie eine weitere Decke unter ihrem Körper vertragen würde oder ob sie es wagen dürfe, ohne vorheriges Fragen auf Toilette zu gehen. Diese von mir geforderte Fürsorglichkeit hätte mich kaum aus der Fassung gebracht, da ich nicht wollte, welcher Krankheit sie anheimgefallen war, wären da nicht die wichtigen Entscheidungen, die sie mit einer Seelenruhe und Ausgeglichenheit traf, dass wir kein einziges Wort der Klärung bedurften. Es war ein Wechselbad der Gefühle, und ich glaube, dass ich diese alte Dame vor dem Urlaub für schrullig, aber liebenswert gehalten hätte, doch jetzt, nach den Erfahrungen des letzten Jahres, war es mir, dass ich jedem Menschen, der wegen Nichtigkeiten das eigene Leben, aber auch das anderer vergeudet, mit einer Ungeduld in meinem Herzen begegnete, die für meine Arbeit auch schon mal grenzwertig werden konnte. Doch ich war auch nicht für ein Versteckspiel geschaffen. Ich ertrug mit der gebotenen Fassung diese alte Dame und versuchte, mich an ihren klaren Momenten zu erfreuen, aber ich wusste auch, dass dieser

Zustand bald enden würde. Es klingt makaber, dessen bin ich mir bewusst, aber es ist gewiss nichts Ungewöhnliches, dass Menschen, wenn sie eine Struktur im Handeln erkennen, ihr Denken an diese Struktur anpassen, obwohl diese eine Woche die erste war, in der ich das Ende herbeisehnte. Meine Freundin erkannte meine Zwickmühle und bestand dennoch darauf, dass ich mir für mich selbst klarmachte, dass diese Einengung nicht aufgrund des Wesens der Frau, sondern aus meinem eigenen Denken entstanden ist. Dass diese Trennung nicht immer direkt und ohne Umschweife zu erkennen war, lag auf der Hand, und ich brauchte einige Zeit, auch nach dem Ableben dieser Frau, um zu begreifen, dass meine Freundin recht hatte. Schließlich kam ich zu der Erkenntnis, dass ich auch durch diese Patientin nicht aufgehalten, sondern vorangetrieben wurde, auf dem Weg zum Bewusstwerden des eigenen Innern. Daher empfand ich es als Notwendigkeit, mich auf den Weg zu ihrem Grab zu machen, um den Abschied zu nehmen, den ich in dieser Form im Hospiz nur eingeschränkt getan hatte. Dieser Besuch eines Grabes sollte auch in Zukunft der einzige bei einem Patienten sein, daher ist mir die Dame in bester Erinnerung geblieben. Es war kein aufregender Fall, und sie auch keine aufregende Persönlichkeit, doch regte sie und meine Freundin in mir Gedanken an, die ich vorher kaum auf diese präzise Art und Weise formulieren konnte.

XXXVI

Kaum war ich von der Reise zu ihrem Grab zurück, als mir meine Freundin sagte, dass die Leiterin des Hospizes meine Anwesenheit wünschte, und ich fragte mich, was der Hintergrund sei, da meine freie Woche gerade erst begonnen hatte. Ich zog mich um, streifte die Belastungen der langen Zugreise ab und begab mich zu meiner Vorgesetzten, die mich augenblicklich empfing und mir einen Stuhl zuwies. „Wir haben einen sehr speziellen Gast“, begann sie, nachdem sie sich in ihren Sessel gesetzt hatte, „der mit einem besonderen Feingefühl behandelt werden muss. Zu Beginn der nächsten Woche wird er erwartet, und wir haben ihm versprochen, dass wir in der gesamten Zeit versuchen werden, so wenig wie möglich von seinem Aufenthalt an die Öffentlichkeit dringen zu lassen.“ – „Wer ist der Mann, dass er ein solches Medieninteresse besitzen würde?“ – „Ein berühmter Bakteriologe, dessen Namen Sie sicherlich bereits mehrmals gehört haben. Vor Jahren ging er nach Afrika, um die Menschen zu behandeln, und ist seit mehreren Jahren für den Friedensnobelpreis in Betracht gezogen worden, doch dieser wird ihm wohl angesichts seiner tödlichen Krankheit verwehrt bleiben.“ – „Was erwarten Sie von mir, da Sie mich eine gute halbe Woche vor seinem Eintreffen darauf vorbereiten? Was gibt es zu sagen, das nicht auch kommende Woche gesagt werden kann?“ – „Ich möchte, dass Sie das Ausmaß dieses Ereignisses begreifen, und bitte Sie, sich in den kommenden Tagen mit dem Leben dieses Mannes auseinanderzusetzen. Gehen Sie in die örtliche Bibliothek und leihen Sie sich seine Biographie und vielleicht eine seiner

Schriften aus, damit Sie auf diesen Mann vorbereitet sind, wenn er bei uns ankommt.“ – „Warum haben Sie mich ausgewählt, da ich hier augenscheinlich immer noch der jüngste Pfleger bin?“ – „Vielleicht, weil sie die großen Taten dieses Patienten nicht Tag für Tag in Zeitungen und Fernsehberichterstattungen miterlebt haben, sondern nur zusammengefasst und überblickend kennen. Ich glaube, dass Sie der richtige Pfleger für diesen Patienten sind, und habe meine Entscheidung nach dieser Maxime getroffen.“ – „Ich verstehe“, antwortete ich, fühlte mich aber keineswegs glücklich mit ihrer Entscheidung. Ich erhob mich, verließ das Zimmer und dachte nur noch an den Namen dieses Mannes aus Afrika, den ich tatsächlich nur aus kurzen Rühmungen seines Lebenswerkes kannte. Ich ging, wie mir geheßen, in die örtliche Bibliothek und lieh mir die Standardbiographie und eine Zusammenfassung seiner Schriften aus. Mit diesen beiden Büchern verbrachte ich den restlichen Tag, und obwohl ich versuchte, in die Gedankenwelt dieses Mannes abzutauchen, spürte ich, dass mich eine dicke Eisschicht vom Abtauchen abhielt. Um in die wahre Welt der Schriften einzutauchen, hätte ich die Umstände der Menschen innerhalb der Abhandlung gebraucht, während mir bei der Biographie der direkte, unvermittelte Zugang zu dem Menschen fehlte. Im Grunde erschienen mir Biographien, so objektiv sie auch wirkten, als äußerst subjektiv und erzeugten Gedanken und Gefühle im Leser, die dieser wahrscheinlich niemals in dieser Form erlebt hätte, wenn er den Menschen, der dahinterstand und beschrieben wurde, selbst kennengelernt hätte. Aber wie man in der Mathematik nicht durch Null, sondern nur näherungsweise nahe Null teilen kann, ist es auch hier eine Frage, wie infinitesimal man sich der biographierten Person annähern konnte. Insbesondere sind dem Autor, solange es keine Autobiographie ist, zumeist einige Ebenen der Gedankenwelt des Porträtierten verschlossen, oder es wird gleich der Versuch gestartet, aus allen möglichen Perspektiven das Leben desjenigen so eng wie möglich einzugrenzen. ‚Nein‘, dachte ich, als ich die Bücher zurück auf den Beistelltisch legte, ‚dies kann nicht meine Aufgabe sein! Was bringt es mir, dass ich die vermerkten Tatsachen eines Menschen kenne, ohne den agierenden Menschen dahinter selbst zu kennen? Was habe ich gewonnen, wenn ich beginnen würde, einen Patienten nur nach seinen herausstechenden Leistungen zu würdigen? Nein, mein Arbeitsethos ist ein anderer! Daher kann und will ich mir nichts merken, was meine ungetrübte Meinung über meinen neuen Patienten vor dem Zusammentreffen entstellt. Ich will ihn als den Menschen kennenlernen, der er ist, und über das sprechen, was er mir anbietet, doch keinesfalls will ich ihm huldigen, indem ich mir die Mühe mache, sein Leben nachzugaffen. Sollte mich die Leiterin, was ich ihr übrigens durchaus zutrauen würde, zu einer Fragestunde kommen lassen, um mein erforshtes Wissen zu überprüfen, wäre es mir dann unrecht, wenn mir der Fall im letzten Moment entzogen würde?‘ fragte ich mich. Mit diesem Gedanken beschäftigt, wartete ich auf die Ankunft meiner Freundin und bereitete das Abendessen vor, aber mehr als eine Unterstützung wollte sie nicht sein, denn sie sagte mir

eindeutig, dass ich diese Frage mit mir selbst klären müsste. Sie stehe im Anschluss an meiner Wahl an meiner Seite, doch würde sie sich niemals ausnehmen, in meiner Gedankenwelt die Rolle der Führung zu beanspruchen. Nein, ich musste mir selbst Klarheit verschaffen, und da mir eine wirkungsvolle Arbeit wichtiger war, als eine berühmte Person zu begleiten, ging ich am nächsten Morgen zur Leiterin und unterrichtete sie von meiner Entscheidung, dass ich diesen Mann begleiten werde, aber ohne die Hilfsmittel und anderweitigen Informationen. Sollte sie anderer Meinung sein, was ich ihr zugutehielt, dann hätte ich kein Problem damit, dass sie mir den Fall entzöge, um ihn einem anderen zu geben, doch meine Argumente schienen sie überzeugt zu haben. Wer weiß es schon so genau, was im Kopf eines anderen Menschen vorgeht? Vielleicht war sie nur glücklich darüber, dass ich mir Gedanken gemacht und so angedeutet hatte, dass ich das nötige Interesse besaß, den Fall mit vollem Ernst anzugehen. Aber machte es nicht das Leben auch ein wenig spannend, dass man oftmals nur eine grobe Zeichnung des Gedankengutes eines Gegenübers vor Augen haben konnte? Hätten die menschlichen Gefühle und die Kunst eine derart immense Wirkung auf unseren Geist, wenn wir die Welt vollständig erklärbar machen könnten? Nein, da bin ich mir sicher, das hätten sie nicht!

XXXVII

Innerlich hatte ich triumphiert, aber nur in zweiter Linie gegen die Leiterin des Hospizes, sondern mir war es gelungen, einen Grundsatz für mich zu erarbeiten, der ab diesem Zeitpunkt nicht nur einer im Unterbewusstsein sein sollte, sondern existent und präsent, wenn ich in das Zimmer eines Patienten ging, dem ich zugeteilt worden war. Mit diesem Wissen ging ich auch in das Zimmer des berühmten Bakteriologen, der mich mit nüchternen, aber immer noch wachen und klugen Augen musterte. Ich handelte auf dieselbe Weise wie immer, nur mit dem leichten Unterschied, dass ich unsere Beziehung eröffnete, indem ich mich vorstellte und ihn fragte, ob bisher alles nach seinen Wünschen eingerichtet sei. Er bejahte und schien nicht sonderlich gespannt auf die folgenden Entwicklungen, sodass ich das Gefühl bekam, dass dies bereits der Moment war, in dem ich ihn entweder verlieren oder gewinnen konnte. Während ich ihm einige Abläufe erklärte und sah, dass er nur mit halbem Ohr zuhörte, versuchte ich mehrere Versionen meiner Eingangsfrage durchzuspielen, doch keine erhielt mein Vertrauen. Ich wollte aber keine unpräzise stellen, sodass ich mich für einen Moment verabschiedete und auf dem Weg aus dem Zimmer war, als mir ein Gedanke durch den Kopf schoss, dessen Konsequenzen unbedacht blieben, da mir in diesem Augenblick die Zeit davongelaufen war. „Ist es“, begann ich noch, bevor ich mich im Gesamten umgedreht hatte, „für einen Menschen nicht das Grausamste auf der Welt, wenn man erkennen muss, dass man allerhöchstens den ersten Stein zu seinem Lebenswerk legen kann, aber es niemals

als fertiges Bauwerk betrachten wird?“ Ich beobachtete aufs Genaueste seine Bewegungen und mir war, als ob mit dieser einen Frage ein Ruck durch den Körper meines Gegenübers gegangen wäre, während er mit einer überaus sonoren und immer noch sehr kraftvollen Stimme antwortete. „Ja, es ist das Schwerste, das ich mit mir in meinem Leben herumzutragen habe, und es gab Momente, in denen ich an diesen Gedanken ermattet bin. Aber sollte man aus diesem einen Grund, weil das Leben nicht lang genug ist, um diese Aufgabe wachsen und enden zu sehen, davon absehen, das Richtige zu wagen, damit es andere Menschen vollenden können? Was ich nicht beginne, können andere nicht beenden! Irgendwann in der Zukunft.“ – „Ob Ihre Arbeit das Richtige war oder nicht, darüber weiß ich zu wenig, aber im Allgemeinen, wenn man sich die Geschichte ansieht, ist es doch so, dass jene Menschen, die anderen Menschen nachfolgten, zumeist mit deren Werk ihr Schindluder treiben, und dann müsste man doch beinahe gewillt sein, aufzugeben.“ – „Ich verstehe, worauf Sie hinauswollen, aber ich denke, dass Sie in diesem Falle zwei unterschiedlich ausgerichtete Punkte vergleichen, die eigentlich unvereinbar sind. Dass die großen Reiche, aber auch die großen Bauprojekte, ja selbst die sozialen Werke der Menschen des Öfteren von den Nachfolgern aufgegeben oder gar ausgenutzt und zerstört wurden, das will ich nicht bestreiten, aber hier geht es weder um die Errichtung eines Reiches noch eines Unternehmens und schon gar nicht darum, irgendeine Art von Dynastie einzurichten. Mir ging es in meiner Arbeit immer nur um das menschlich Richtige, und das ist ein Prozess, den weder ich noch Jesus Christus begonnen hat, sondern der schon immer ein Teil des menschlichen Zusammenlebens war und auch immer sein wird. Daher ist dieser eine Teil, so stark er auch immer bedrängt sein mag, niemals auslöschbar, denn er ist der Strang der Welt- und Menschengeschichte, der als einziger überlebt, wenn alles andere zusammenbricht. Daher kann mein Lebenswerk nicht abgeschlossen sein, aber in der eigentlichen Betrachtung hat es dennoch real existierende Grenzen: die Geburt und der baldige Tod. Alles dazwischen ist ein Teil des unendlichen Stranges, die Frage ist nur, wie viel Anteil man an dieser Entwicklung nimmt. Es ist zugleich aber auch die Frage nach den Möglichkeiten, die einem gegeben sind, daher war es stets mein unabdingbarer Wunsch, jenen Menschen zu helfen, die es am dringendsten brauchten, den Ärmsten in Afrika, den Menschen auf der Flucht, die nicht nur wenig zum Leben hatten, sondern dieses Wenige auch stets bedroht sahen. Aber ich war bisher nicht allein, es gab neben mir eine Reihe von Helfern, die ähnlich dachten, und im Moment bauen sich um mich herum neu erwachsene Hilfsorganisationen auf, die den Anspruch haben, das Elend an der Wurzel zu packen, um ihm beizukommen. Dass dies noch Jahrhunderte dauern kann, dessen muss sich jeder bewusst sein, der diesen Schritt auf sich nimmt. Doch es gibt auch reaktionäre Kräfte, die ein Voranschreiten auf diesem Kontinent verhindern wollen, und die sitzen uns derart dicht im Nacken, dass sie zu jeder Zeit als große Gefahr beachtet werden müssen. Wie viele Stunden musste ich aufbringen, um Meldungen in Zeitungen zu widerlegen, die mit Schlagzeilen

warben, die grundlegend falsch waren? Die gesamte Bandbreite journalistischer Hetze war darunter, von der Veruntreuung von Spendengeldern über eine Zusammenarbeit mit Kriegstreibern bis hin zur Feststellung, dass ich diese Arbeit nur machen würde, weil ich mit meinem störrischen Geist keine andere Arbeit finden würde. Dabei sind jene nicht zu vergessen, die stets versuchten, die Nutzlosigkeit unserer Bemühungen herauszustellen und die sich in ihrem feinen Büro, das in ihrer feinsäuberlichen und überaus korrekten, aber menschlich kalten Welt steht, ausdachten, dass die Welt nur schwarz oder weiß kennt. Sie fragten mich in offenen Briefen, wie ich angesichts riesiger Flüchtlingswellen meine unnütze Arbeit bewerten würde, als ob mir irgendwann einmal die Macht gegeben wurde, über Krieg oder Frieden zu entscheiden. Anstatt dass diese Journalisten vor Ort ihre Energie verschwenden oder wenigstens gegen diejenigen hetzen, die sich an den Grundübeln bereichern und diese weiterhin fördern, lassen sie sich über Statistiken aus, die besagen, dass wir weniger Menschen helfen, als in Kriegen getötet werden. Dass ihnen dabei die einfache Schlussfolgerung abhandenkommt, dass jene Menschen, denen wir helfen konnten, zu den Kriegsopfern dazugezählt werden müssten, ist mir bis heute ein Rätsel.“ Ich hatte die gesamte Zeit seiner Rede mit angesehen, wie er mit seiner Wut zu einem riesenhaften Weltenkenner wuchs, der an der geistigen Führerschaft seiner Zeit gescheitert war, wie viele Idealisten bereits vor ihm - jedoch ohne den Wert seiner Arbeit sich kleinreden zu lassen. Derweil suchte und fand ich diese Worte: „Weil der uneingeschränkte Idealismus, der in Ihrem Herzen lodert und Ihren Geist verzehrt, an den gesellschaftlichen Gesetzmäßigkeiten scheitert, die aus Zeiten herkommen, in denen die Frage unsinnig erschien, den Wert eines menschlichen Lebens in Bezug zu seinem eigenen wertfrei bestimmen zu können! Allein die Frage nach dem Wert eines Lebens bedeutet bereits die Annahme, dass jeder Einzelne unterschiedlich bewertet werden könnte, aber auch müsste. Ich meine, die Unterschiede auf der Welt sind gewachsen, und es wird noch viele Generationen brauchen, bis sich die absolute menschliche Gleichheit zur Freiheit geschaufelt hat, nachdem es jahrhundertlang mit ideologischem Geröll zugeschüttet wurde.“ – „Meine Befürchtung dabei ist jedoch, dass wir weiterhin draufschütten, und es Idealisten wie mir niemals vergönnt sein wird, das Wahre darunter auszugraben.“ – „Vielleicht ist es das Schicksal der Menschen, das wir mit uns tragen müssen, aber wer weiß, welche Überzeugungen die Grundlagen des Denkens in der Zukunft bilden werden.“ – „Zumindest solange die Symptome vor den Grundübeln kuriert werden, wird sich nichts ändern, da hilft auch keine Unterstützung von populären Paten, denn sie sind es nicht, die die Macht in den Händen halten.“ – „Wer dann? Das Volk?“ – „Ist die Frage ernsthaft gestellt?“, fragt er mich mit einigem gespielten Entsetzen. „Denn ich kann mir nicht vorstellen, dass ein Volk für ein anderes, das weit entfernt, vielleicht sogar auf der anderen Seite der Welt, in Angst und Schrecken lebt, aufbegehrt, und selbst dann wäre es immer noch die Frage, ob ihre Macht ausreichen würde, denn je mehr die Kontrolle derjenigen wächst,

die immer frühzeitiger gewisse Gruppierungen und Denkrichtungen ausmachen können, desto enger werden die Fesseln der Menschheit, die sie sich selber anlegt.“ – „Dass die internationale Gemeinschaft nicht ihr Menschenmöglichstes unternimmt, um die Grundübel zu beseitigen, kann ich nicht widerlegen, aber mir fehlt der Glaube daran, dass diese Anstrengung nicht irgendwann vollzogen wird.“ – „Wissen Sie“, sagte mein Gegenüber nach einer kurzen Pause, „es ist sehr lange her, dass ich ein wahrlich hoffendes Herz kennenlernen durfte. Auf die gleiche Art und Weise habe ich in Ihrem Alter gedacht, noch bevor ich mich entschloss, den Weg aus der zivilisierten in die vermeintlich dunkle und gefährliche Welt anzutreten. Ich glaube, Sie sind ebenso wie ich damals auf der Suche nach dem Kern Ihres Innern, und ich spreche Ihnen meinen Glückwunsch, aber zugleich auch mein Beileid aus.“ – „Kann es nicht nur eines von beiden geben?“ – „Nein, das ist die Krux Ihrer Situation. Negieren Sie Ihr Innerstes und kehren Sie vollkommen in Ihre Gesellschaft zurück, beglücke ich Sie zu einem Leben, das ohne große Höhen und Tiefen an Ihnen vorbeilaufen wird, während Sie einen großen Teil Ihres Herzens und Wesens aufgeben müssen und schlussendlich verlieren werden. Auf der anderen Seite, wenn Sie es wagen sollten, das Wahre in Ihrem Herzen und in Ihrer Seele freizulegen, erwartet Sie ein steifer Gegenwind, bei dem Sie niemand festhalten wird, ein Fortfliegen ist dann die größte Wahrscheinlichkeit. Die einzige Frage, die dann zu stellen bleibt, ist jene, ob man diese entstellte Wirklichkeit als Mensch ertragen kann oder ob sie den übrigen Rest in letzter Konsequenz vollends vernichtet.“ – „Demnach ist es einem idealistischen Herzen niemals vergönnt, Ruhe und Frieden zu finden?“ – „Sagen Sie das nicht! Obwohl es stets gegen die Masse an Menschen arbeiten wird, die sich in einer festverzurrten Gesellschaft geschützt wissen, wird jedem Ruhe und Frieden zuteil, spätestens im eigenen Tod. Daher macht es mir auch so wenig aus, dem Tod entgegenzugehen, denn ich weiß, dass ich für mich selbst recht hatte mit der Entscheidung, die ich vor Jahrzehnten traf, das Grundübel der Menschen ansatzweise freizulegen und zu bekämpfen. Sie, mein junger Freund, sind auf einem ähnlichen Weg und werden sich bald entscheiden müssen. Nicht heute, das wissen Sie besser als ich, aber der Tag wird kommen, und er wird mit einer Gewalt über Sie hereinbrechen, so sehr, dass Sie sich der Macht der Entscheidung nicht widersetzen können. Bis zu diesem Tag werden Sie die Aufgabe haben, entweder Ihr wahres Inneres im Herzen freizuschälen oder im Schutz des Gleichen tief zu vergraben, damit keine wildernde Gesellschaft es stückchenweise auseinandernehmen kann. Es ist eine Last“, sagte der alte Mann nach einigen Momenten der Ruhe, „aber es ist eine, die Sie mit ihrem gesamten zur Verfügung stehenden Willen treffen werden, und wer von den Menschen, die Sie kennen, kann einen solchen Moment in seinem Leben vorweisen, in dem er ganz Mensch sein durfte?“

XXXVIII

Nach dieser Woche fühlte ich mich von meiner Arbeit gerädert wie noch nie, doch es waren weniger die Strapazen des Begleitens, sondern vielmehr die schweren Gedanken, die in meinem Kopf umherwanderten. ‚Wusste der alte Mann mehr über mich selbst als ich, oder war dies nur seine Masche, um andere junge Menschen für sich und die eigene Sache zu gewinnen? Hatte er gezielt nach jungen Erwachsenen gesucht, die zwischen ihrem erstarkenden Idealismus und ihrer Zufriedenheit mit der zivilisierten Welt indifferent sind? Ist es gerade diese eine Gruppe, die er missionieren wollte, die er für die Weiterführung seines Kampfes brauchte? Sicher, in diesem Punkt liegt ein Fünkchen der Wahrheit, aber auch nicht mehr, denn er musste doch davon ausgehen, dass die Gesellschaft nicht tatenlos dabei zusah, wenn einer von ihnen zum Idealismus ausbrach. Es gibt doch fest verankerte und allseits angewandte Möglichkeiten, um dem Ausbrechenden die gesellschaftlichen Ketten enger zu schmieden, damit er sich nicht aus der Masse erhebt und mitunter gegen die Gemeinschaft wirkt.‘ Damit war für mich klar, dass es auf diese Frage nur zwei mögliche Antworten geben konnte; die erste war, dass der alte Mann in seinem verblendeten Idealismus vergaß, auf die wahre Weltwirklichkeit zu blicken, oder dass er gerade durch sie hindurch mich erblicken konnte, als einen unter vielen, die ihr wahres Herz noch zu finden hofften. Und er hatte nicht einmal Unrecht, angesichts meiner bisherigen Erfahrungen in den letzten Monaten. Es hatte sich tief in mir ein Gefühl entwickelt, das bisher konturlos und damit unaufspürbar war, aber es war da, ich wusste es. Mit der instinktiven Suche nach diesem Gefühl und damit nach meiner Bestimmung verbrachte ich die folgenden Wochen wie in einem Taumel, und ich hatte das unbeschreibbare Glück, dass mir die Leiterin nach dem berühmten Bakteriologen nur einfache alte Menschen zuteilte, von denen sie wusste, dass sie mir keinerlei Schwierigkeiten machen würden. Nach zwei Monaten befand ich mich auf dem Weg der Besserung aus meiner Sinnkrise, ich konnte erneut frei atmen und auf Wanderungen die Natur in ihrer einfachen Schönheit genießen, anstatt alles um mich herum infrage stellen zu müssen. Ich fühlte mich nicht getäuscht von dem alten Mann, keinesfalls, aber es verschwand in mir der aufgebrochene Idealismus und wurde von der Erkenntnis verdrängt, dass der alte Mann mich überrumpelt und nicht weiter ausgenutzt hatte, als ich für mich selbst in einer ungewissen Situation gesteckt hatte. Er musste meinen inneren Kampf gespürt haben und wollte ein letztes Mal auf Erden einen Menschen von seinen Ideen und seinem Kampf gegen die alteingesessene Menschheit inspirieren. Was es jedoch gebracht hatte, konnte ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht beurteilen, doch ich versuchte es damals loszulassen und weiß heute, dass ich damals völlig danebengelegen habe.

XXXIX

Als ich nach einer freien Woche eines Morgens in das Zimmer meiner nächsten Patientin kam, wusste ich von ihr nur, dass sie zu schwach war, um aufzustehen, und ansonsten einen sehr zurückhaltenden Eindruck machte. Zuerst glaubte ich, dass sie erneut eine leichte Patientin sei, die die Leiterin mir absichtlich gegeben hatte, obwohl ich die leichten Fälle nicht mehr brauchte. Aber mit dem ersten Blick in ihre scheinbar leeren und weltabgewandten Augen spürte ich ein leichtes Kribbeln unter meiner Haut und glaubte schlagartig nicht mehr an eine ruhige Woche, sondern wusste, dass sie spannender werden würde, als bisher von allen angenommen. Ich stellte mich vor und erhielt ein müdes, aber dankbares Lächeln, das zugleich ein hohes Maß an Desinteresse widerspiegelte. Nein, diese Frau war mit Sicherheit keine, die von einer schweren Krankheit geschockt war, sie hatte mehr erleben müssen, das war mir bereits in diesem Moment klar, doch die daran anschließende Frage war, ob sie sich mir öffnen würde und wenn ja, ob ich ihre Geschichte so leicht verdauen könnte. Obwohl diese Frau nicht so aussah, als ob sie das aufregendste Schicksal hinter sich hatte, lag ein dunkler Schatten auf ihrem Gemüt, und etwas in mir forderte mich selbst auf, auch ohne die Erlaubnis der Frau hinter diese zu blicken. In diesem Moment erschrak ich vor mir selbst und auch die Patientin sah meine Reaktion, doch behielt sie ihre Worte für sich. Erst als ich aus dem Zimmer war, um weitere Vorbereitungen zu treffen, merkte ich, dass ich von Kopf bis Fuß verschwitzt war, sodass ich mich umziehen musste. Mit frischer Wäsche und einem neu erwachten Mut ging ich zurück ins Zimmer und war von mir enttäuscht, denn auf einmal wirkte sie keineswegs derart mysteriös wie beim ersten Versuch. ‚War die Veränderung in ihrer Haltung oder in meiner geistigen Haltung ihr gegenüber?‘ Ich zuckte unmerklich mit den Schultern und verrichtete meinen Dienst in der Hoffnung, dass ich mich getäuscht hatte und sie doch eine dieser leichten Patientinnen würde. In jener Nacht jedoch verfolgten mich mehrere wirre Träume, zwischen denen ich jedes Mal schweißgebadet aufwachte. ‚Was war nur los mit mir?‘, fragte ich mich und war überaus glücklich über den tiefen Schlaf meiner Freundin, die nicht einmal aufwachte, obwohl ich mit aller Kraft lauthals aus dem Bett aufschreckte. Zudem war ich ganz froh darüber, dass ich meinen Widerstreit im Innern mit mir selbst noch von ihr fernhalten konnte, da ich mir selbst nicht klar sein konnte, was diese Entwicklung nicht nur für mich, sondern auch für unsere Beziehung bedeuten würde. Im Nachhinein weiß ich, dass dies ein unnötiger Umstand war, der unsere Zweisamkeit noch belasten sollte, aber ich war der Meinung, dass ich diese Angelegenheit zuerst mit mir selbst klären musste, bevor ich sie involvierte. Auch die Überzeugung, sie nicht mit meinen allzu schweren Gedanken zu belasten, entpuppte sich im Nachhinein als Fehler, denn sie war es schlussendlich, die mir den Weg aus dem Dunkel zum Licht hin weisen konnte. Am nächsten Morgen fühlte ich mich wie

gerädert und auch die Dusche half mir kaum beim Aufwachen. Meiner Freundin sagte ich nur, dass ich wohl in der Nacht falsch gelegen haben musste. Niedergeschlagen trat ich meinen Dienst an und meine Patientin erkannte direkt beim Eintreten, dass mit mir nicht alles in Ordnung war. Sie saß aufrecht im Bett, las in einer Zeitung und präsentierte ein völlig anderes Bild von sich als gestern. „Wie haben Sie“, begann ich nur sehr zögerlich, „die erste Nacht verbracht?“ – „Besser als zu Hause, wo die Wände einem näher rücken, wenn man nicht darauf achtgibt, dass sie aus Stein sind.“ – „Ich verstehe, was Sie meinen.“ – „Das glaube ich, denn Sie wirken, als ob die Wände nicht nur an Sie herangerückt, sondern über Sie zusammengestürzt wären.“ – „Das kann man wohl so ausdrücken. Ich habe äußerst schlecht geschlafen. Aber das soll kein Vorschub sein, ich werde darauf achten, dass Sie alles erhalten, was Sie wünschen.“ – „Viel bleibt mir nicht mehr zu wünschen, denn was bringen mir noch einfache Genüsse. Vielmehr...“ – „Vielmehr?“, wiederholte ich nach einer kurzen Pause und hoffte auf eine Weiterführung ihres Satzes. – „Ach nichts“, sagte sie, sichtlich unentschlossen, „ich meine nur, dass es gut ist, mein Leben zu beenden. Daher brauche ich nichts mehr, was mich erfreuen kann, der baldige Tod ist Wohltat genug.“ Zuerst wollte ich diese Aussage nicht im Raum stehen lassen, ohne eine adäquate Antwort darauf zu geben, doch dann fragte ich mich, ob sie diesen Gedanken fortführen würde, zum Beispiel mit den Worten, dass ihr Leben genug Schlechtes für sie parat gehalten hatte, sodass der Tod eine Wohltat sei, aber ich bemerkte rechtzeitig, wie sie sich zurückzog, und gab für diesen Moment klein bei. Sie sollte sich keinesfalls von mir überrumpelt oder in die Ecke gedrängt fühlen, denn ich wusste nur zu genau, welche Art der Reaktion dieser Druck hervorrufen würde. Diese Ruhe hielt auch die folgenden zwei Tage an, in denen ich mehr und mehr beobachtete, wie sie von ihrem Leben Abschied nahm und immer weiter in sich zusammenbrach. Ihr Leben schien vor dem Aus, auch ohne den geplanten Termin zum Ende dieser Woche. Ich erledigte meine Arbeit mit dem Wissen, dass sie sich vielleicht nie mehr öffnen würde, und brachte sie zu all jenen Terminen, die sie bei den Ärzten und Regelungsstellen hatte. In dieser ganzen Zeit sprachen wir über nichts anderes als das, was meine Arbeit oder ihren Ablauf betraf, und es war mir auch nicht ganz Unrecht, da ich in den Nächten wieder ruhig geschlafen hatte. Vielleicht hatte diese eine unruhige Nacht nichts mit ihr, sondern mehr mit mir zu schaffen und ich war nun auf dem Weg der Besserung. Zumindest erkannte ich, dass ich mich nicht mehr unbedingt auf meinen Körper verlassen konnte, da ich spürte, dass mein zuweilen aufwühlender Geist mein Wohlbefinden im äußersten Maße beeinflusste. Bis noch vor wenigen Wochen hatte ich bei Problemen stets darauf vertrauen können, dass ich mich nicht krank fühlte oder diese Krankheit nach außen trug, doch dieses Vertrauen war mit diesem Vorfall zerbrochen. Ich wusste, dass ich auf dem besten Wege war, mich mitsamt meinem Körper zu vervollständigen, und musste erwarten, dass diese Symbiose keineswegs ohne weitere Turbulenzen vonstattengehen würde. Doch für den ersten Moment fühlte ich mich

einigermaßen stabil und hoffte, dass diese Patientin nicht die Kraft in sich trug, mich aus dem wackeligen Gleichgewicht zu bringen. Aber gerade als ich mir sicher war, dass diese Begegnung keine weiteren aufwühlenden Ereignisse mit sich führen würde, begann sie mit einer Seelenruhe aus ihrem Leben zu berichten, erzählte mir von ihrer einfachen Jugend auf dem Lande, zehn Jahre nach dem Krieg, wo jedes junge Mädchen und jeder junge Mann wusste, dass das wahre Leben in der Stadt stattfand. Alle wollten so schnell wie möglich weg, und ihr gelang es, kurz nach Beendigung der Schule eine Ausbildung in der Stadt zu ergattern. Viele der Mädchen beneideten sie, besonders jene, die innerlich niemals den Mut aufbringen würden, die einfache, aber schützende Heimat zugunsten der offenen und weiten Welt zu verlassen. Sie ging in die Stadt und schon nach kurzer Zeit wurde ihr bewusst, wie sehr die Sprüche von dem wahren Leben zu Recht gedroschen wurden. Schnell hatte sie sich in die unabhängige Stadtgemeinschaft eingegliedert und genoss ihr Leben in vollen Zügen. Jegliche Art der Freiheit wurde ausprobiert, die körperliche, die politische oder die moralische. Ideale und Ideologien wurden nicht nur manifestiert, sondern wahrhaftig gelebt, und sie lebte in diesem Glashaus, dessen zu Beginn meterdicke Wände zu schmelzen begonnen hatten, sodass ein kräftiger Steinwurf es bald zerschmettern konnte. Doch sie fühlte sich immer noch geschützt in dieser für sie eigenen Welt und negierte in der Folgezeit zweimal ihre natürlichen Entscheidungswege, um weiterhin die gesellschaftlichen auszuleben. Zwei Schwangerschaften durchlebte sie und beide waren keine, die sie äußerlich oder innerlich veränderten, sondern waren nicht mehr als eine Zwangspause für sie. Direkt nach der Geburt gab sie beide Kinder zur Adoption frei und von den Behörden wurden ihr keine Steine in den Weg gelegt, sodass sie bereits nach wenigen Wochen von ihren Schwangerschaften so weit Abstand genommen hatte, dass sie keine Reue für die Abgabe ihrer Kinder empfand. Sie genoss ihr Leben weiter und verbrachte das kommende Jahrzehnt in einem einzigen Gefühlsrausch, der sie voll und ganz erfüllte, aber auch abhängig machte. Hatte sie mehr als einen Tag lang das Gefühl, nichts unternommen zu haben, fühlte sie sich depressiv und von allen verlassen und zwang ihren schwächer werdenden Körper zum Durchzucken der Nächte. Es vergingen noch einige Jahre, ehe sie eines Morgens in den Spiegel blickte und erschrak, denn sie erkannte sich nicht wieder. Alt, sehr alt waren nicht nur ihre Augen, sie fühlte sich auch so. Ihr gesamter Körper schrie nach einer Auszeit, doch je mehr sie sich zurückzog, desto stärker schrie ihr Verlangen nach Befriedigung ihrer Gelüste. Eine alte Freundin, die den Absprung von jenem Leben durch das Kennenlernen ihres Mannes gemeistert hatte, riet ihr, zu einem Arzt zu gehen, der ihre Depression in direkten Verbund zu ihrem Lebenswandel setzte und sie vor sehr harten körperlichen Reaktionen warnte, die in Zukunft drohten, sollte sie sich nicht ändern können. Zuerst glaubte sie an eine Einschüchterungsmasche des Arztes, aber nach dem nächsten Zusammenbruch folgte sie seinem Ratschlag und unterzog sich einer stationären Behandlung, in der ihr neue Perspektiven aufgezeigt

wurden, mit denen sie leben konnte, ohne ständig diesen immensen Druck nach Erleben zu verspüren. Die Gruppenleiterin, die sie während ihres Aufenthalts in der Klinik betreute, riet ihr auch, sich nach den beiden zur Adoption freigegebenen Kindern zu erkundigen, nicht um als ihre Mutter, sondern als ihre Erzeugerin aufzutreten, der es zwar spät, aber dennoch wichtig erschien, um das Wohlbefinden ihrer Kinder zu wissen. Sie setzte sich nach der Entlassung aus der Klinik mit den Behörden auseinander, bekam aber dort nur Absagen; entweder wollten die Beamten ihr nicht helfen oder durften es nicht. Doch wie sie späterhin erfahren sollte, geschah es nur zu ihrem Schutz, denn mithilfe eines Detektivs erfuhr sie Tragisches über den Verbleib ihrer Söhne. Beide hatten eine wechselhafte Jugend hinter sich gebracht, jeder war für sich allein in ein Milieu geraten, das sie nicht mehr freiließ. Der jüngere der beiden starb bei einem Schusswechsel zwischen zwei verfeindeten Drogenbanden auf dem Höhepunkt der Drogenwelle in den späten Siebzigern, die damals alle größeren Städte erfasste. Zudem sei ihm eine nachweisliche Karriere als Fußballhooligan zum Verhängnis geworden, denn erst dadurch kam er zum Drogendealen, doch bevor seine kriminelle Karriere aus den Startlöchern kam, wurde er bereits von einer Kugel aus dem Leben befördert, sodass es nie zur vollen Blüte gereifen konnte. Der ältere von beiden Söhnen hatte eine andere Entwicklung genommen, nachdem er mit fünfzehn das unstete Leben als Heimkind satt war und es gegen ein noch unsicheres auf der Straße eintauschte. Mehr als sieben Jahre war er untergetaucht und ohne offizielle Meldung in einer Gemeinde, als er urplötzlich mit zweiundzwanzig als Türsteher eines größeren Nachtclubs den Behörden gemeldet wurde. Die folgenden zwei Jahre konnten im Anschluss an sein Wiederauftauchen gut nachvollzogen werden, doch dem Detektiv blieb nichts anderes übrig, als auch hier die traurige Meldung zu überbringen, dass auch der ältere Sohn die ehrbaren Wege verlassen hatte, denn die Polizei nahm ihn mit einem anderen zusammen fest, als Hauptverdächtigen in einem zweifachen Mordfall mit schwerem Raub und anschließender Brandstiftung. Ohne Aussicht auf Gnade war der ältere von beiden Söhnen zu lebenslanger Haft verurteilt worden und war in jenen Tagen, da seine Mutter ihr Lebensende annahm, wohl im letzten Drittel seiner Haftstrafe. Dass sie den Sohn im Gefängnis nicht besuchen wollte und sich wünschte, niemals nach den beiden gesucht zu haben, drückte sich im rapiden Zerfall der Frau aus, die sich nichts Sehnlicheres wünschte, als dass ihr Leben ein baldiges und unter den Umständen würdiges Ende fand. Die Intensität des Schuldeingeständnisses überraschte mich, da sie die volle Schuld für das Versagen ihrer Söhne auf sich nahm, weil sie die Verantwortung bei ihrer Geburt wie ein getragenes, ungeliebtes Kleid abgestreift hatte. Mit dem Entdecken, dass sie gegen die natürliche Art und Weise des Menschen, gegen die Aufgabe einer Mutter verstoßen hatte, verlor sie die letzten schwachen Bindungen ans Leben und an die Gesellschaft und schied mit einem nicht mehr zu erfreuenden Herzen aus der Welt. So sehr ich jedoch zuvor der Meinung gewesen war, dass die Menschen, jeder für sich, in vollem Umfang für

die eigenen Taten verantwortlich seien, so wurde mir bewusst, dass die äußerst strenge und uneinsichtige Einstellung meinerseits nicht zu allen Zeiten haltbar erschien. Sicherlich, in einer Zeit, in der den Menschen immer weniger daran lag, vor dem Handeln über die Konsequenzen desselben nachzudenken und weniger bereit sind, im Anschluss daran die Verantwortung zu übernehmen, und auch die menschliche Nähe begann, sich ins Unüberbrückbare zu vergrößern, empfand ich Mitleid mit dieser Frau. Nicht, weil sie ihr Leben auf die Weise gelebt hatte, wie sie es getan hatte, sondern weil sie offensichtlich erkannte, dass aufgrund ihres Verhaltens nicht vieles in ihrem Leben den vollen Wert erlangt hatte. Ihre Reue über viele Taten machte mich einsichtig, dass die christliche Lehre von Reue und Vergebung nicht unbedingt in ihrer dogmatischen Auslegung, aber in ihrer menschlichen Natur ein Grundbestandteil der gesellschaftlichen Natur sein sollte. Wie ich erst heute in der Lage bin, die Auswirkungen dieser Erkenntnis für mein weiteres Leben zu bestimmen, so sehr war ich jedoch in jenen Tagen von einer Seligkeit beseelt, die mich an die Grenzen meiner eigenen Identität führte und auch darüber hinaus. Der Tod dieser einen Frau, die mit ihrem Leben abgeschlossen hatte und voller innerlichem Gram an ihren Entscheidungen zugrunde gegangen war, erscheint heute, in der Nachbetrachtung jener Tage, als der Beginn eines neuen Lebensabschnittes, dessen Wurzeln eindeutig in den Gesprächen mit dem alten Bakteriologen und in meiner Jamaikareise lagen.

XL

Die folgenden Monate vergingen ohne nennenswerte Begegnungen mit Patienten, die auf ihre Weise mein Leben beeinflusst hätten, doch auf privater Ebene vollzog sich einiges, was einen nennenswerten Stellenwert hat. Meine Freundin und ich wagten nach einer kurzen und schmerzhaften Krise während der Nachwehen zum Tode der Frau, die aufgegeben hatte, den Sprung in die eheliche Gemeinschaft und verliebten uns neu über die Pläne, die wir für unser neues, gemeinsames Leben schmiedeten. Es war eine sehr harmonische Zeit, in der ich von meiner eigenen Entwicklung ein wenig Abstand nehmen konnte, auch wenn ich spürte, dass ich nicht mehr von diesem fahrenden Zug würde abspringen können, obwohl es zu diesem Zeitpunkt noch keinen Menschen in meinem Leben gegeben hatte, der diesen Zug als Zugführer auf den Weg zu seinem Ziel bringen konnte, wobei mir durchaus bewusst war, dass ich meine Freundin vor dieser Führerschaft bewahren musste. Erst beinahe ein Jahr nach dem Tod der Frau mit den beiden ihr unbekanntem Söhnen lernte ich einen Patienten kennen, dessen Lebensgeschichte auch meine nachhaltig veränderte. Schon mit dem ersten Wort ertönte seine sonore Stimme wie eine streichelnde Wohltat in meinem Kopf und schwang sich zu meinem Innersten auf, berührte es und veränderte somit vieles, das ich bisher für mein Leben voraussehen wollte. Ich wurde gefangen von

seiner starken Präsenz, die derart ausgeprägt ist, dass sie mit keinem einzigen Wort beschrieben werden kann. Er begrüßte mich, als käme ich zu einem geschäftlichen Essen unter Freunden und nicht, um ihn in den Tod zu begleiten, und auch er wirkte keinesfalls wie ein Mann, der gebrochen aus dem Leben schied. Vielmehr saß vor mir ein Mann, der voller Tatkraft sein Leben voll im Griff hatte, doch ich wusste auch, dass dies eine Art der Verdrängung sein konnte, der Glaube daran, die Krankheit oder den Zerfall des Körpers unter der eigenen Kontrolle zu haben. Schnell befanden wir uns in einem Gespräch, in das er mich mit Fragen nach meinen persönlichen Erlebnissen mit Patienten zog, die ich ihm gerne und bereitwillig beantwortete, da es keinen besseren Einstieg in ein Verhältnis zwischen Pfleger und Patienten gab, wenn die Fragen zuerst vom Patienten kamen. Diese Art der Kommunikation blendete im ersten Moment alles aus, von der Räumlichkeit bis hin zu den eigentlichen Problemen und meiner damit verbundenen Anwesenheit. Ich erzählte ihm von vielen meiner Patienten und auch einige Details aus meiner Lebensgeschichte, sodass er wahrlich das Gefühl haben konnte, dass ich ein ihm freundlich Gesinnter und kein steriler Zugeteilter war. Der Tag ging mit dem Erzählten zur Neige, und ich verließ das Zimmer mit der Aufgabe, einige anstehende Angelegenheiten zu regeln, die in den nächsten Tagen nötig würden. Bis spät am Abend arbeitete ich und seit einer langen Zeit war ich am ersten Tag sogar so spät im Hospiz anwesend, dass ich den Nachtwachen, die ich sonst nur morgens ablöste, beim Antritt zunicken konnte. Ich entschied mich gegen die Übernachtung zu Hause und hatte beim Telefonat das Glück, dass meine Frau noch wach geblieben war, um auf meine Ankunft zu warten. Sie verstand meine Entscheidung, wünschte mir eine angenehme Nachtruhe, und auch wenn ich es zuerst bestritt, war es bereits in diesem Moment klar, dass ich die gesamte Woche im Hospiz verbringen würde, einerseits um stets vor Ort zu sein und andererseits, um das Leben meiner Frau nicht allzu sehr durcheinanderzubringen. Am folgenden Morgen begrüßte ich meinen Patienten und nach dieser ersten seiner letzten sieben Nächte war eine Verwandlung mit ihm geschehen. Vor mir lag nicht mehr der selbstbewusste Mann, der alle seine Lebensstrippen in den Händen hielt, sondern ein Mensch, der mit dem Tode rang. „Besonders morgens“, begann er mit äußerst schwacher Stimme, „merke ich den Zerfall meines Körpers, der noch vor Jahresfrist vor Tatendrang und Kraft nur so strotzte. Daher fällt es mir, einem Mann, der die letzten Jahrzehnte jeden Morgen mit einem Jogginglauf begonnen hat, schwer, zuzusehen, wie die lieb gewonnene Triebfeder des Tages und des gesamten Lebens abhandengekommen ist.“ – „Ja, das irritierende Nichtmehrverstehen des eigenen Körpers und der eigenen Konstitution ist eines der markantesten Merkmale, das viele Patienten gemeinsam haben. Selbst das Warten auf den geplanten Tod ist weitaus besser verkraftbar als die strenge und kalte Hand, die das Leben eisern umschlossen hält...“ – „...und aus meinem Körper quetscht“, vollendete er meinen Satz. „Ja, ich sehe, Sie verstehen, was ich meine, und es ist in der Tat das Schmerzende an diesem Prozess, dessen Steuerung ich bereits seit

Monaten abgeben musste. Wie sehr ich es in meinem früheren Leben gehasst habe, nicht die Kontrolle über einen Bereich in meinem Leben zu besitzen, der mir wichtig erschien. In solchen Momenten habe ich meistens so lange Druck gemacht, entweder auf denjenigen, der im Besitz dieser Kontrolle war, oder auf mich selbst, bis ich die Fäden wieder zurück in meinen Händen hatte. Ich habe als kleiner und unbedeutender Auszubildender bei einem unwichtigen Technologiekonzern begonnen und mich von Anfang an unverstanden gefühlt, daher experimentierte ich zu Hause mit den nötigen Geräten, die ich mir von den ersten Gehältern gebraucht leistete, und fand den Schlüssel zu einem Verfahren heraus, das mir einen bescheidenen Wohlstand ermöglichen sollte. Es war keine sonderlich exponierte Erfindung, nein, nur eine, die mit den richtigen Mitteln zu einer deutlichen Verbesserung führen konnte, und ich musste in der Folgezeit hart für den Ertrag dieser Erfindung arbeiten. Ich ging zum obersten Chef meiner Firma und überzeugte ihn von meiner Idee, sodass mir eine kleine Unterabteilung eingerichtet wurde, die sich nur mit diesem Strang beschäftigen sollte. Schnell bekamen wir die nötigen Ergebnisse, um weitere Gelder zu erhalten, und nach nicht einmal zwei Jahren hatten sich die Investitionen bereits für das Unternehmen bezahlt gemacht. In der Folgezeit wuchsen wir, das heißt die Firma, in der ich angestellt war, besonders durch meine Verbesserung in der Herstellung und der Anwendung. Ich stieg im Unternehmen auf und mir fiel die neue Aufgabe zu, bei unseren Industriepartnern für diese und die darauf aufbauenden Technologien zu werben. In dieser Zeit verliebte ich mich in meine Frau, und wir heirateten nach nur einer sehr kurzen Vorlaufzeit, da wir spürten, dass wir füreinander geschaffen waren. Dennoch musste ich meiner Frau eins versprechen, damit sie mich heiratete: Da ich jeden Tag, sechs oder gar sieben Tage die Woche, von morgens bis abends arbeiten musste und wir nur ein sehr reduziertes gemeinsames Leben hatten, sollte mit Mitte fünfzig Schluss sein, damit wir beide noch genügend Zeit hatten, um das gemeinsame Leben auf Reisen zu zweit zu genießen. Ich stimmte zu und freute mich mit jedem Jahr, in dem ich durch die Welt flog und Vertrag um Vertrag an den Mann brachte, mehr auf die Zeit, in der wir zusammen durch die Welt reisen und das Leben endlich in seiner vollen Pracht genießen konnten. Mein Wohlstand wuchs und wuchs, und wir achteten darauf, ihn im Gegensatz zu meinen Geschäftspartnern nicht zu sehr nach außen zu tragen, um mehr davon im Alter zur Verfügung zu haben. Sie war dabei nicht untätig und verdiente fleißig mit, sodass wir uns gemeinsam und jeder für sich auf den Lebensabend freuten. Zu meinem dreiundfünfzigsten Geburtstag sagte ich dem Chef meines Unternehmens, dass ich nur noch zwei Jahre in der Firma bleiben wollte, um dann in den wohlverdienten Ruhestand zu gehen. Trotz seiner Mühen und seines Werbens hielt ich stand und gab meinen baldigen Abschied aus meiner Firma offiziell bekannt. Meine Frau überraschte mich zu Hause mit einer zweijährigen Weltreise, die sie mir zu meinem Fünfundfünfzigsten schenken wollte und im Groben bereits geplant hatte. Alles verlief nach unseren Wünschen, und

ich sah frohen Mutes in die Zukunft, als mich zwei Wochen vor meinem vierundfünfzigsten Geburtstag im Büro eine Meldung von der Polizei traf, die mein Leben von Grund auf neu ordnen sollte. Meine Frau hatte einen schweren Autounfall gehabt und war noch an der Unfallstelle verstorben. Ein junger Fahranfänger hatte bei erhöhter Geschwindigkeit die Kontrolle über seinen Wagen verloren, kam in einer Kurve auf die Gegenseite und prallte frontal gegen das Auto meiner Frau. Sie muss noch einige Momente gelebt haben, aber bevor sie aus dem Wrack geschnitten werden konnte, verstarb sie. Von heute auf morgen stand ich vor den Scherben meines Lebens. Ich ließ mich beurlauben, doch fing ich zwei Tage nach der Beerdigung wieder zu arbeiten an, da ich die Leere in unserem Haus nicht ertragen konnte und Ablenkung brauchte. Tagelang, nein wochenlang, verdrängte ich dieses Ereignis, nicht im Denken, sondern in den Konsequenzen, und bezahlte sogar die nächsten zwei Abschlüsse für unsere Weltreise, die ich erst späterhin absagte. Auch wegen der Kündigung war ich mir keineswegs mehr sicher, denn alles, wofür ich gearbeitet hatte, war nun nichtig, sodass ich mir einen Verbleib als veränderte Lebensaufgabe zu dieser Zeit erneut vorstellen konnte, doch ich entschied mich dagegen und kassierte eine hohe Abfindung, da ich meine Erfindungen an die Firma abtrat. Ich war mit fünfundfünfzig Jahren ein gut situerter Mann, der allerdings mit dem Herzen nicht mehr im Leben stand, und ich fragte mich tagein, tagaus die einfache, banale, aber durchaus schwerwiegende Frage, was ich nun mit meinem Leben anfangen sollte. Um auf andere Gedanken zu kommen und meine harte Arbeitszeit nicht vergeudet zu haben, begab ich mich dann doch noch auf eine größere Reise und lernte interessante Menschen kennen, doch immer mit dem schmerzenden Hintergrund, dass ich diese Menschen lieber mit meiner toten Frau kennengelernt hätte als alleine. Dennoch wurde es eine Reise, die meinem Herzen erlaubte, etwas freiere Luft zu atmen, und ich konnte zum ersten Mal seit langer Zeit entspannen. Kurz vor dem Ende der Kreuzfahrt lag ich eines Nachmittags in der prallen Sonne und genoss das laue Lüftchen, das über das Wasser und das Schiff strich, als sich eine Frau neben mich setzte, deren Antlitz, nachdem ich meine Hand gegen die Sonne nutzen musste, mich sofort verzauberte. Im ersten Augenblick wallten Schuldgefühle in mir auf, doch ich sagte zu mir selbst, dass die Zeit der Trauer auch irgendwann einer Zeit der Rekonvaleszenz weichen muss, einem Neubeginn, der das Leben aufs Neue und Spannende ordnen kann. Die Frau und ich verbrachten die letzten Tage der Reise in trauter Zweisamkeit, und da sie bereits seit langem verwitwet war, erschien es uns, als erfänden wir die Liebe für uns beide neu. Es waren wundervolle Tage, und ich entschloss mich, mit ihr gemeinsam eine neue Wohnung in meiner Heimatstadt zu kaufen, um das alte Leben loszulassen und das neue mit ihr genießen zu können. Das folgende Jahr war ein einziger Freudentaumel, wir durchflogen den Raum und die Zeit und gaben uns ganz dem Leben hin, in einer Intensität, die mich vollends verzückte. Doch das Schicksal konnte mir auch dies scheinbar nicht gönnen, denn es schlug erneut mit seiner vollen Härte zu. Eines Morgens stand ich auf, zog

die Jalousie nach oben und fiel augenblicklich in mich zusammen. Erst Stunden später hatte ich die Kraft aufzustehen, als die Schmerzmittel gegen die starken Kopfschmerzen endlich halfen. Am nächsten Tag wurde es besser und nach einer Woche war ich vollkommen wiederhergestellt, sodass ich zunächst an einen Kreislaufzusammenbruch dachte, doch dieses körperliche Hoch war trügerisch, denn der nächste Zusammenbruch kam wenige Tage danach, und dieser war noch weitaus heftiger als der zuvor. Jetzt endlich machte ich mich auf den Weg ins Krankenhaus und war überaus froh, als die Schmerzmittel meine rebellischen Nerven lahmgelegt hatten. Die Ärzte fanden natürlich das, was ich mir als das Schlimmste ausmalen konnte, und stürzten mich in ein tiefes Loch. Tagelang war ich kaum ansprechbar und wollte nichts zu mir nehmen – es war anscheinend durch den Tod meiner jungen Frau noch nicht genug in meinem Leben zerstört, das Schicksal forderte mehr. ‚Warum ich?‘, war die alles entscheidende Frage, die sich auch meine neue Liebe stellte, denn ihr erster Ehemann war ebenfalls an Krebs gestorben. Auch sie rang mit ihrer Fassung und ihrem Herzen und entschied sich schlussendlich, mich zu verlassen, aus Angst vor mir und meiner Krankheit, aber auch zum Schutz für ihre eigene Verfassung. Ich ließ sie gehen, denn ich hatte wahrhaftig kaum die Kraft, mich noch gegen ihre Entscheidung zu wehren, dafür kannte ich sie auch noch nicht lange genug. Ich wollte sie nicht leiden sehen und trug in der ersten Zeit schwer an der Erkenntnis, dass dieser Tumor in meinem Kopf inoperabel und in kürzester Zeit tödlich sein würde, aber besonders schlug mich meine Machtlosigkeit nieder. Da hatte ich mein Leben lang gearbeitet, von morgens bis abends und die gesamten Wochenenden, um mein Leben im Alter selbst bestimmen zu können, frei von allen Behörden, Versicherungen und Pflegestellen. Erst als ich von der Möglichkeit in diesem Hospiz hörte, vom eigenen Leben in würdevoller Art und Weise Abschied zu nehmen, erholte ich mich von dem Tiefpunkt und blickte wieder mit mehr Zuversicht in die nur noch kurze Zukunft. Jetzt liege ich hier in diesem Bett, habe kaum mehr als fünfundfünfzig Jahre gelebt und davon mehr als dreißig mit härtester Arbeit verbracht. Gut, ich weiß, ich sollte dankbar sein für die Zeit, die ich hatte, und muss auch gestehen, dass sie durchaus ihre schönen Momente besaß, aber wenn man sein gesamtes Berufsleben auf diesen einen Endpunkt hinarbeitet, der die absolute und unumstößliche Freiheit von allem bedeutet, dann ist man umso enttäuschter, wenn man erkennen muss, dass diese Unumstößlichkeit ebenso ein Fehlurteil war wie die Unsinkbarkeit der Titanic.“ So energisch mein Patient aus seinem Leben gesprochen hatte, so sehr empfand ich es als schmerzhaft, als er mit dem Reden aufhörte, und es entstand eine dieser peinlichen Stillen, in der man sich gezwungen fühlt, etwas zu sagen, obwohl man weiß, dass alles wie fauler Zauber klingen würde. – „Sehen Sie es einmal so“, begann ich, obwohl ich keine Überzeugung in meine Stimme legen konnte, „wenigstens haben Sie Ihr Leben nicht verschwendet, sondern haben zum besseren Miteinander der Menschen beigetragen. Ihr Dienst ist vielleicht kein unbedingt humanitärer, aber dennoch auf die Verbesserung der

Lebensumstände der Bevölkerung gerichtet, sodass Sie zu Recht stolz sein können auf Ihr Lebenswerk. Dass Ihr persönliches Empfinden ein anderes ist, wenn Sie Ihr Leben lang darauf hingearbeitet haben, das Alter genießen zu können, ist verständlich, und so sehr ich stets versuche, in die Zukunft zu blicken, so weiß ich dennoch, dass die Strecke, die hinter mir liegt, mich zu dem macht, was ich bin und was ich repräsentiere. Sie repräsentieren den sich aufopfernden Menschen, gleich ob Sie es für sich oder für andere taten: In letzter Konsequenz gaben Sie Ihr Menschenmöglichstes und werden am Ende nicht belohnt. Dennoch bleibt Ihre Leistung das, was Sie nach außen tragen, und das ist es doch, was zählt. Nicht das Plakative unseres Lebens ist entscheidend für die Wertmäßigkeit einer Existenz in einer Gesellschaft, sondern die dahinterstehenden Handlungen, selbst wenn sie alle an der Gemeinschaft abgeprallt sein mögen.“

– „Ich möchte auch nicht unbedingt sagen, dass ich für mein Leben undankbar bin, aber ich würde es heutzutage, aus dem Blickwinkel des Alters und des bevorstehenden Todes, anders machen. Ein Mensch in der heutigen Gesellschaft muss seine Zeit im Hier und Jetzt erleben und genießen, aber stets mit der nötigen gesellschaftlichen Handlung im Hintergrund. Ich habe es nicht vermocht, beide Pole miteinander in Einklang zu bringen, und trage nun die Konsequenzen meiner Tat mit Würde, wenn auch mit Schmerzen in der Brust. Ich werde für mich keine Entscheidung mehr treffen können, die ich bereuen oder begrüßen muss - das hilft mir, etwas Abstand vom Fatalismus des Lebens zu gewinnen. Meine letzte Entscheidung ist gefallen, indem ich die Initiative ergreife und dem Tod entgegenschreite, doch ich spüre beim Blick in Ihr Gesicht, dass Ihre großen Entscheidungen noch ausstehen. Ich meine nicht, ob sie heiraten, Kinder bekommen oder ein Haus bauen, sondern ob Ihr Verstand bereit ist und den Mut aufbringen kann, dem Wunsch Ihres Herzens zu folgen. Ein Zurückziehen muss nicht bedeuten, dass Sie ein unerfülltes Leben genießen müssen, doch es wird nie das sein, was Sie sich selbst am meisten wünschen. Das ist die Quintessenz meines Lebens, die mir nicht mehr helfen kann, aber wer weiß, vielleicht hilft sie Ihnen auf Ihrem Weg in die für uns alle unbekannt Zukunft.“

XLI

In den folgenden Tagen hielt ich den Mann spürbar auf Distanz, und auch er spürte, dass es sinnvoller war, nicht allzu sehr in mich zu dringen. Ich musste freilich zugeben, dass sich wahrhaftig ein einziger Lebenswunsch in meinem Herzen herauskristallisiert hatte, den ich nicht mehr negieren oder missachten konnte. Als ein Teil meines Wesens hatte diese Entwicklung, die zugleich eine äußere wie auch innere war, das Recht, dass ich darüber nachdenken müsse, ob es richtig war, alles bisher Erbrachte loszulassen, um der Stimme des Herzens zu folgen. Auch meine Frau bemerkte diesen Kampf, obwohl sie die einzige war, in deren Nähe ich ein Näherkommen zuließ,

doch sie hatte mich bisher so überaus gut kennengelernt, sie wusste, dass sie mich in dem Stadium, in dem ich mich befand, alleinlassen musste, trotz aller Hilfe, die sie mir gerne angeboten hätte. Aber das Erstaunlichste an einem entscheidenden Gedankenspiel war, dass ich von der Felsenfestigkeit der eigenen Wahl wie von einem Blitz überrascht wurde. Sollte sich bisher im Kampf nicht einmal eine Ausgleichslösung angeboten haben, so kann es dennoch geschehen, dass man morgens nach einer sehr ruhigen Nacht aufwacht und weiß, wie man sich zu entscheiden hat, gleich welche Konsequenzen dadurch auch hervorgerufen werden. Auch ich erschrak, als ich das Ziel meines Lebens glasklar vor meinen Augen sah, und musste mich unter der größten Anstrengung fragen, ob ich eine Entscheidung gegen meine Frau und unsere Ehe treffen könnte, da sie es doch gewesen war, die mir essentiell geholfen hatte, mich zu dem werden zu lassen, der ich inzwischen war. In diesen Momenten, in denen man näher an seinem Ich ist als je zuvor, kann man über die Maßen froh sein, wenn es eine Möglichkeit gibt, alles im Leben, was man liebgewonnen hat, zu vereinen. Sollte meine Frau mit mir nach Kingston auf Jamaika gehen, um dort den Menschen das Leben und den Tod zu erleichtern, müsste ich nichts in der Welt aufgeben und gewänne mich selbst in vollem Maße hinzu. Mit dieser einen Frage, was geschehen würde, wenn diese Entscheidung meinen Kopf vom Herzen abspaltet und wem ich dann folgen würde, saß ich am Frühstückstisch und wartete auf das Hereinkommen meiner Frau, die mir an diesem Morgen bezaubernder erschien als jemals zuvor. Indem ich ihr die eine wichtige Frage stellte, ohne groß um die eigentliche Sache herumzureden, erkannte ich, dass sie nicht nur das Glück meines Lebens, sondern das größte Glück der Erde für mich bedeutete, denn sie stimmte meinem Plan zu, nach Kingston zu gehen, um dort für die Menschen zu wirken. Den ersten Moment nach ihrer Antwort mit Worten zu beschreiben, ist mir auch heute noch unmöglich, aber ich fühlte in meinem ganzen Körper eine Wärme aufsteigen, die eine Mischung aus ihrer Liebe und dem Feuer meines Tatendrangs war. Ich sprang von meinem Stuhl auf und umarmte sie leidenschaftlich, und wir brauchten einige Minuten, ehe wir uns konstruktiv mit den Plänen des Abschiednehmens von unserer Heimat beschäftigen konnten. Es mussten viele weitere Entscheidungen folgen, vor allem aber musste die Sprache in einer sehr kurzen Zeit so umfassend erlernt werden, um den Menschen dort wirkliche Hilfe bieten zu können. Wir berauschten uns gegenseitig und fanden sogar einen Partner in einer Hilfsorganisation, der uns mit zu sich in die Organisation nahm, sodass wir eine offizielle Unterstützung an unserer Seite wussten. Nach einem ereignisreichen halben Jahr mit Vorbereitungen und nachtwachen Träumen waren wir der Meinung, dass es Zeit wäre, die Koffer zu packen, um das bisherige Leben hinter uns zu lassen. Wir kündigten unsere Arbeit, und insbesondere meine Hospizleiterin war keineswegs von meinem Schritt überrascht, denn sie hatte bereits bei der Übernahme aus der Ausbildung gemerkt, dass mehr in meinem Herzen schlummerte als der bloße Drang, Menschen auf dem Weg in einen würdevollen Tod die helfende Hand zu

reichen. Keine Minute zweifelte ich an meiner Entscheidung, und auch wenn ich mein Leben und meine Freunde für den Moment aufgab, so wusste ich, dass es Bindungen im Leben gibt, die stärker als Pech und Schwefel sind.

XLII

Heute genau vor drei Monaten sind wir dann erneut nach Jamaika aufgebrochen, um den Menschen nicht nur unsere menschliche Wärme, sondern auch unsere tatkräftige Unterstützung zu bringen, und stellten voller Trauer fest, dass zwei der vielen Menschen, die wir bei unserem ersten Besuch näher kennenlernen durften, mittlerweile verstorben waren: Der alte Mann war gar nicht so lange nach unserem ersten Besuch friedlich in seinem Bett eingeschlafen, und ein guter Freund der Familie war bei einem Arbeitsunfall ums Leben gekommen. Wir gingen zum Friedhof, auf dem sie unter vielen Namenlosen begraben lagen, und nur weil Verwandte uns dorthin führten, fanden wir in diesem Wirrwarr den Ort ihrer letzten Ruhe auf. Wir erbaten uns selbst ein wenig Ruhe, und die Verwandten ließen uns allein. Wir trauerten gemeinsam und jeder für sich um die Menschen, die wir in unser Herz geschlossen hatten, obwohl uns bisher nicht nur die Kultur, sondern auch die Heimat getrennt hatte. Dennoch waren wir alle bereits in dieser kurzen Zeit zu einer Gemeinschaft geworden, und ich hatte mich insbesondere auf die alten Bekannten gefreut, die mir so viel vom einfachen und grundlegenden Leben beigebracht hatten. Meine Frau und ich brauchten einige Momente, und als wir uns entschlossen, den Friedhof zu verlassen und zu den Verwandten zurückzukehren, die bei den Autos standen, die etwas abseits geparkt waren, wurden wir aus einer dunklen Ecke des Friedhofgebäudes von zwei Räufern angegriffen, die mit unseren Habseligkeiten über den Friedhof verschwanden. Alles, was sie zurückließen, war ein Messer in der Brust meiner Frau, die flach und nur noch sehr schwach atmend in meinem Arm mit dem Tode rang und nach einem kurzen, aber heftig geführten Kampf denselben verlor. Jetzt, drei Monate danach, erfüllen mich die Erinnerungen an diese Momente mit mehr Trauer, als ich in jenen Stunden verspürte, in denen ich um ihr Leben bangte, denn der Schock hielt zunächst jede Trauer von mir fern. Als der Rettungswagen endlich eintraf, war das Leben beinahe schon aus ihrem Körper entwichen, und als sie auf dem Weg zum Krankenhaus verstarb, fühlte ich keine Traurigkeit, sondern nur eine endlose Leere, die in mir Raum gewann. Die Menschen dieses Landes, die mir so viel gegeben hatten, waren es auch, die mir das Wertvollste in meinem Leben genommen hatten, und als ich vor vier Wochen begann, meine Geschichte aus den Erinnerungen aufzuschreiben, erwuchs in mir bereits der Wunsch, dass dieser lange Abschiedsbrief auch mein Ende besiegeln sollte. Das Land, das mir das Herz meiner Frau geraubt hatte, soll auch meines als letzte Ruhestätte in sich bergen. Wenn ich also in wenigen Augenblicken auf dem Felsen stehe, auf dem wir bei unserer ersten Reise den ersten

karibischen Sonnenuntergang miterlebten, dann nehme ich nicht nur Abschied von dieser Welt, sondern vereinige mich zugleich auch wieder mit der Frau, die einst mein Herz als Geschenk annahm und mir ihres schenkte.